

No. 5 / 2021

Diakonie  Düsseldorf

dialog

Wohnen





Michael Schmidt,
Diakonie Düsseldorf

Liebe Leserinnen und Leser,

Wohnen ist für alle Menschen ein existenzielles Thema, denn es ist wie Essen und Trinken, Gesundheit und Gemeinschaft eines unserer Grundbedürfnisse. Wie wichtig es ist, erfährt man spätestens dann, wenn man die Wohnung wechseln will oder muss, wenn das Zuhause in Frage steht oder durch andere in Frage gestellt wird, oder wenn man die Wohnung tatsächlich verloren hat.

Dann gerät das ganze Leben ins Wanken, man verliert den festen Punkt, an dem man sich verortet, den Ort, der einem Schutz und Geborgenheit verspricht, der das „Zuhause“ ist. Nicht immer im Leben kann man gut wohnen, aber wenn man nirgendwo wohnen kann, ist das Leben oft nicht mehr gut.

Wohnen ist zugleich ein sehr individuelles Thema. So vielfältig, wie wir Menschen sind, so vielfältig sind unsere Wünsche und Bedürfnisse, unsere Träume und Bilder vom eigenen Wohnen. Dies gilt lokal wie global, für junge wie ältere Menschen, für Singles wie Familien.

Wohnen ist existenziell und individuell – unser Magazin „Dialog“ erzählt davon in Berichten und Geschichten und mit zahlreichen Bildern. Wohnen ist aber zugleich auch ein knallhartes Geschäft und Wohnraum zu einer Ware geworden. Auch das wird nicht verschwiegen, denn viele Menschen leiden unter dieser Tatsache. Sie gefährdet ihr Leben oder verhindert, dass sie in ein eigenständiges Leben zurückfinden können. Auch davon erzählt diese Ausgabe von „Dialog“.

**„Gott wohnt,
wo man ihn
einlässt.“**

Martin Buber

In der Diakonie Düsseldorf sind wir tagaus, tagein mit Menschen auf der Suche nach Orten, an denen sie gut wohnen können, und wir unterstützen sie dabei, wenn sie ihre Wünsche verwirklichen wollen. Denn viel zu oft geht es nicht allein und bleiben Türen – verstärkt in der Pandemie – vor ihnen verschlossen. Daher klopfen wir gemeinsam mit den Menschen an, läuten oder klingeln beharrlich.

Wir stehen dafür ein, dass alle Menschen ihre Grundbedürfnisse erfüllen können, und dies nicht nur im Einzelfall. Wir wirken darüber hinaus auch an der nachhaltigen Gestaltung der Gesellschaft mit, um gute Lebens- und Wohnbedingungen zu schaffen. Auch davon erzählt das „Dialog“-Magazin.

Treten Sie mit uns ein in den Dialog über Wohnträume und Wohnräume. Nehmen Sie Anteil an den Wohngeschichten ganz unterschiedlicher Menschen an ganz unterschiedlichen Orten und hinterfragen Sie möglicherweise Ihre bisherigen Vorstellungen und Ansichten vom eigenen Wohnen. Vielleicht werden Sie dabei Türen öffnen, hinter denen Menschen wohnen. Und nicht nur sie ...

Auf dem Cover

Das Coverfoto zeigt den Ausschnitt eines Wohnblocks im Berliner Bezirk Lichtenberg, in dem auch der Fotograf Kevin Fuchs lebt.

Mehr Fotos von Kevin Fuchs finden Sie in unserer Fotostrecke ab Seite 12.

Ihr Michael Schmidt

Festival Theater der Welt 17. Juni – 4. Juli 2021 Düsseldorf

www.theaterderwelt.de

Özlem Alkış
James Batchelor
Seppe Baeyens
Jérôme Bel
Céline Bellut
Josep Caballero García
Cheers for Fears
Claire Cunningham
Éric Minh Cuong Castaing
Sorour Darabi
Shira Eviatar

Barbara Fuchs
Panaibra Gabriel Canda
Yasmeen Godder
Olivia Hyunsin Kim

Choy Ka Fai
Juan Carlos Lérída
Ligia Lewis

Faustin Linyekula

Jan Martens

Sebastian Matthias

Zwoisy Mears-Clarke

Bianca Mendonça

Marlene Monteiro Freitas

Lea Moro

performing:group

Amanda Piña

THE ART OF ZOE / Shapes & Shades

Eko Supriyanto

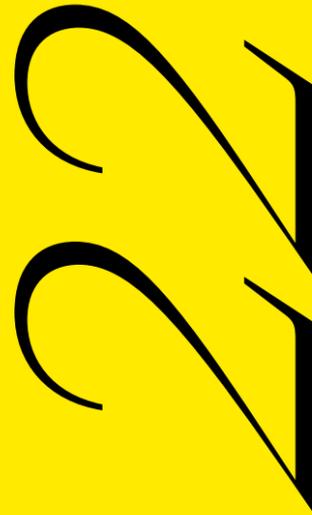
Caner Teker

Stephanie Thiersch

Antje Velsing

Alexandra Waierstall

uvm



Factory Artists

Reut Shemesh
nutrospektif:

Friederike Frost, Bahar Gökten,
Daniela Mba, Yeliz Pazar,
Daniela Rodriguez Romero

Alfredo Zinola

Thema Wohnen

- 6** **Betongold**
Stadtsoziologe Reinhold Knopp über das Wohnen als Ware
- 11** **Wohnen = Menschenrecht**
Ein Gastbeitrag von Traugott Jähnichen
- 12** **Die Poesie der Tristesse**
Die Fotografien von David Fuchs
- 20** **Hartes Pflaster**
Frank Richter hat zehn Jahre auf der Straße gelebt.
Heute hilft er Wohnungslosen.
- 24** **Nicht nur auf den Profit schauen**
Vermieter gibt Wohnungslosen eine Chance.
- 26** **Der Schickimicki-Zirkus bleibt draußen**
„culture without borders“ gibt Künstler*innen aus verschiedenen
Ländern Raum zum Leben und Arbeiten.
- 30** **Hier herrscht Leben**
Ein Besuch im Slum in Kenias Hauptstadt Nairobi
- 36** **Umdenken**
Ein Gastbeitrag vom Augsburger Architekten Titus Bernhard
- 39** **Im Leben weniger allein**
Zuflucht für junge Männer
- 42** **Ein Thema, zwei Meinungen**
Katrín Göring-Eckardt (Bündnis 90/Die Grünen) und
Kai Wegner (CDU) im Interview
- 46** **Lasst uns bauen!**
Wohnen in Gemeinschaft
- 50** **Die Hölle ist zu Hause**
Rechtsanwältin Christina Clemm im Interview
- 54** **Nein, bei uns ist es nicht kalt im Winter**
Vom Leben auf dem Bauwagenplatz
- 56** **Immer Leben in der Bude**
Lisa Mengedoth hat eine geistige Behinderung –
und in einer Gastfamilie ein neues Zuhause gefunden.

Diakonie Düsseldorf
Miteinander!

Arbeit und Soziales
Kinder, Jugend und Familie
Leben im Alter

60 **Frischgebackene Tagesmutter**
Doris Beiwinkel betreut
Kinder im eigenen Zuhause.

62 **Immer in Verbindung**
Auf Tour mit den Mitarbei-
tenden des Hausnotrufs

65 **Unterstützung
beim Homeschooling**
Hausaufgabenhilfe
im Stadtteilladen

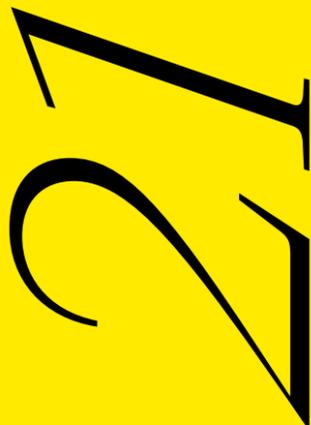
68 **So wohnen wir**
Klient*innen der Diakonie
zeigen ihr neues Zuhause.

71 **Care-Leaver**
Junge Geflüchtete: Auf
dem Weg in ein selbststän-
diges Leben

72 **Managerin, Helferin,
Psychologin**
Was macht eigentlich der
Betreuungsverein?

74 **Kurz und knapp**

74 **Impressum**



BETON

GOLD

Der Wohnungsmarkt ist angespannt, nicht erst seit der Corona-Pandemie und nicht nur in Düsseldorf. Reinhold Knopp, Stadtsoziologe am Fachbereich Sozial- & Kulturwissenschaften der Hochschule Düsseldorf, über Wohnen als Ware.

Gespräch Thomas Becker Grafik Fons Hickmann M23 Foto HSD

Herr Professor Knopp, wo befinden Sie sich gerade?

Im Homeoffice. Ich habe das Glück, dass ich zwar noch zu meinem Arbeitsplatz in die Hochschule fahren, aber auch zu Hause arbeiten kann. Seminare finden im Moment wegen Corona nur online statt. Da ist es egal, ob ich hier sitze oder im Büro.

Wie hat sich der Stellenwert von Wohnen seit Beginn der Pandemie verändert?

Darüber wird im Moment viel spekuliert, in der Presse, in der Politik, am Küchentisch. Aber es gibt noch wenige belastbare Studien. Aus meinem persönlichen Erleben kann ich sagen: In der Hochschule ist es für einige Kolleg*innen entspannter, zu Hause zu arbeiten, weil sie die Anfahrt sparen. Wer Kinder hat und sie per Homeschooling betreuen muss, für den kann das Leben in den eigenen vier Wänden dagegen beschwerlich werden. Das hat viele geschlaucht. Ich gehe davon aus, dass die Corona-Pandemie in Bezug auf Wohnen soziale Spaltungen verstärkt hat, die es schon gab.

Inwiefern würde sich das bemerkbar machen?

Vor der Pandemie war es bereits so, dass Haushalte mit besonders wenig Einkommen prozentual besonders viel Geld fürs Wohnen ausgegeben haben: Beim ärmsten Fünftel der Haushalte lag der Anteil bei rund 40 Prozent, beim reichsten Fünftel bei nur 13 Prozent des Nettoeinkommens. Die Zahlen wurden im Oktober 2018 erhoben, also vor der Corona-Pandemie. Aber wenn wir sehen, dass viele Erwerbstätige von Kurzarbeit betroffen sind und Selbstständige oft deutlich weniger verdienen, nehmen Mieten als Problem zu, zumal sie in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen sind. Ich kann mir vorstellen, dass Personen und Familien, gerade wenn sie beengt wohnen, in Corona-Zeiten besonders belastet sind.

Hat Corona dazu geführt, dass es in Familien eine Retraditionalisierung der Rollen gab – es also eher die Frauen sind, die zu Hause bleiben und sich um die Kinder kümmern?

Das ist häufig zu lesen. Aber auch hier liegen mir keine Forschungsergebnisse

vor. Es scheint so zu sein, dass Frauen in Rollen zurückgedrängt werden und womöglich aus Verantwortungsbewusstsein mehr als Männer versuchen, im Homeoffice zu arbeiten. Auch von den Jobs her passt das vielleicht eher. Es gibt nicht so viele Handwerkerinnen. Und Handwerker können kaum im Homeoffice arbeiten.

Wie viel Wohnraum braucht ein Mensch, um sich wohlfühlen?

In der sozialräumlichen Gliederung der Stadt Düsseldorf, die sehr gut ist und gerade noch erweitert wird, ist der Quadratmeter pro Person ein Indikator für soziale Belastung. Das ist sicher ein Punkt, den man berücksichtigen muss. Auf der anderen Seite hat es aber auch mit der Situation in familiären Beziehungen, in Netzwerken und Nachbarschaften zu tun, wie viel Raum ein Mensch braucht, um sich wohlfühlen. Wenn ich sage, 40 Quadratmeter muss ein Mensch haben, dann bräuchte eine Familie mit drei Kindern 200 Quadratmeter. Die haben aber nur die wenigsten. Und da muss man sehen, dass wir quantitative Daten in ein Verhältnis setzen zu anderen Ressourcen,

und sehen, dass sich manche Dinge ausgleichen können.

Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich einen Spielplatz. Der ist für viele Familien wie ein verlängertes Wohnzimmer. Ist das so ein Ausgleich?

Ja, neben der Größe der Wohnung sind auch der Schnitt und eben die sozialräumliche Situation – also die Lage – wichtige Faktoren, die die Lebensqualität bestimmen. Da stellen sich Fragen wie: Ist das Außen für mich eher bedrohlich – sei es wegen des Verkehrs oder wegen sozialer Probleme? Bietet die Wohngegend Möglichkeiten für Begegnungen? Das können Spielplätze, soziale Angebote wie ein Familienzentrum oder Einrichtungen für ältere Menschen sein.

Die Mietpreise sind in Düsseldorf in den vergangenen zehn Jahren um rund 40 Prozent gestiegen, die Immobilienpreise sogar um 60 bis 70 Prozent. Wo sehen Sie Ansätze, diesem Trend entgegenzuwirken?

Zunächst einmal müssen wir sehen: Wohnen ist eine Ware. Sie wird nach Angebot und Nachfrage gehandelt, und das stellt die Bezugsgröße für staatliches Handeln her. In einer sozialen Marktwirtschaft stellt sich natürlich die Frage, inwiefern der Staat eingreift und reguliert. In den letzten Jahrzehnten wurde das laufen gelassen. Lange gab es in Kommunen eine schier unglaubliche Investorenhörigkeit. Das hat zu Spekulationsgeschäften wie im Glasmacherviertel in Gerresheim geführt, wo Baugrundstücke der Stadt mit enormen Gewinnen privat weiterverkauft wurden. Da muss man sich fragen: Was hat die Stadt für eine Wohnpolitik betrieben? Wie ist sie mit ihrem eigenen Grund und Boden umgegangen? Hinzu kommt, dass mit Beginn der Niedrigzinspolitik nach der Finanz-

„Wir brauchen in der Stadt keine Mikroapartments für 600 Euro Kaltmiete.“

krise im Jahr 2008 unglaublich viel Geld in den Wohnungsmarkt geflossen ist. Auch internationale Kapitalflüsse in Wohnungsgesellschaften haben zugenommen. Häuser und Wohnungen sind für viele zu Betongold geworden.

Und keiner wehrt sich?

Ich habe Versammlungen von Wohnungsgesellschaften erlebt, bei denen Mieter geschrien haben, dass es unerträglich sei, was in ihren Häusern passiert. Dass sie Schimmel in ihren Wohnungen hätten, der Vermieter sich aber in einem anderen Land aufhalte und die Immobilie in kurzer Zeit vier- oder fünfmal verkauft worden sei. In anderen Fällen treiben Wohnungsgesellschaften über Sanierungen die Mieten um mehrere Euro pro Quadratmeter in die Höhe. Das ist der Kontext, in dem wir uns bewegen. Wenn ich rein aus ethischer Sicht draufschaue, würde ich sage: Wohnen darf keine Ware sein. Aber so einfach ist es natürlich nicht.

Wenn Wohnen eine Ware ist, dann scheinen die Möglichkeiten begrenzt zu sein?

Ja. Allerdings gibt es durchaus Ansätze: Ein bundesweites Bündnis, dem unter anderem der Deutsche Gewerkschaftsbund und der Paritätische Wohlfahrtsverband angehören, fordert aktuell, dass Mietpreise sechs Jahre lang nicht steigen dürfen, weil sich die Folgen

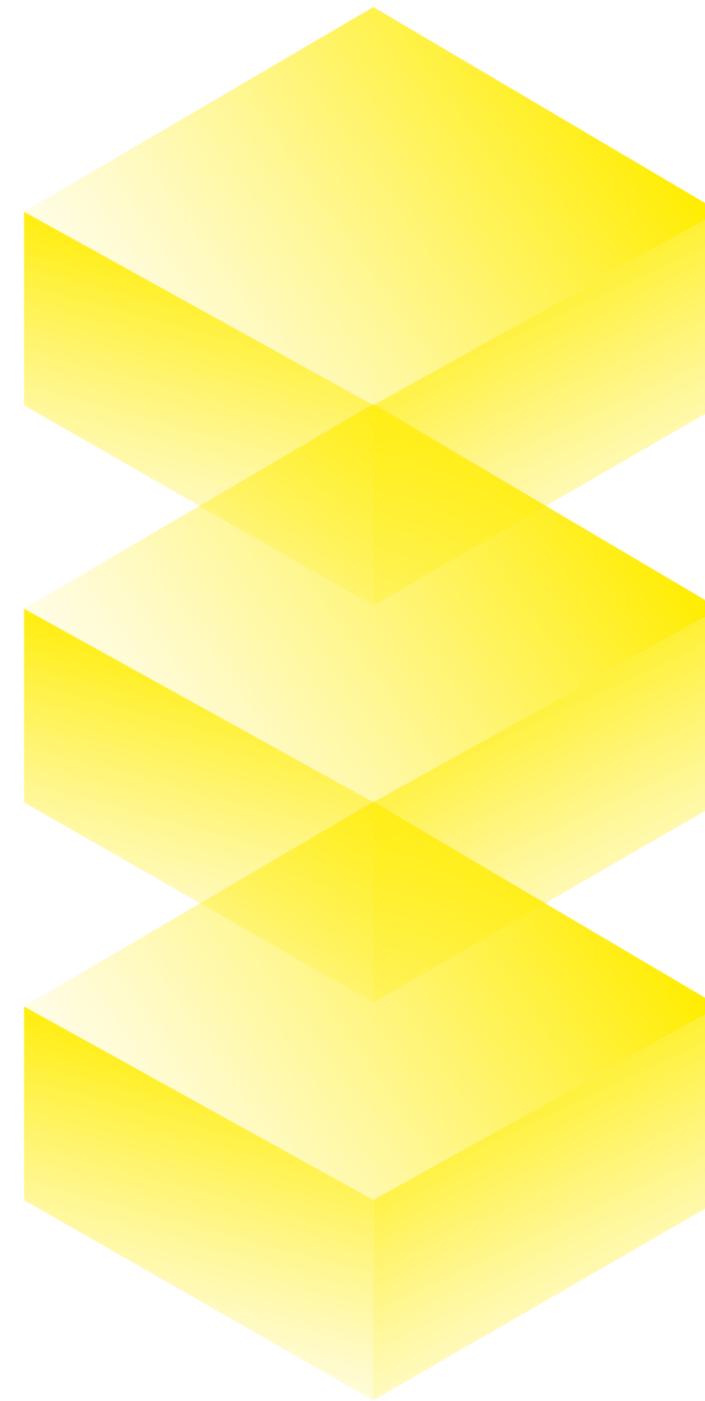
von Corona so lange hinziehen würden. Dann haben wir in Düsseldorf das „Bündnis für bezahlbaren Wohnraum“. Das sind diejenigen, die in der Stadt den Finger in die Wunde legen und kritisch nachfragen – etwa bei Eigenbedarfskündigungen oder aktuell im Fall der Aachener Siedlungs- und Wohnungsgesellschaft, die beabsichtigt hat, Sanierungskosten in Düsseldorf-Eller voll auf die Mieten umzulegen.

Was können Kommunen tun?

Beispielsweise städtische Wohnungsgesellschaften, Genossenschaften und den sozialen Wohnungsbau stärken. Sie sollten ferner dafür sorgen, dass Baugrund nicht verhökert wird. Klar ist auch: Wir brauchen in der Stadt keine Mikroapartments, in denen man für unter 20 Quadratmeter mehr als 600 Euro Kaltmiete bezahlen muss. Wir brauchen Wohnungen, die sich auch Altenpfleger*innen, Verkäufer*innen oder Polizist*innen leisten können.

Wie steht es um den sozialen Wohnungsbau?

Er kommt nicht nach. Viele Sozialwohnungen sind aus der Zweckbindung herausgefallen, weil Verträge ausgelaufen sind. Dem Trend wurde 2018 in Düsseldorf erstmals entgegengewirkt, indem größere Neubauvorhaben einen bestimmten Anteil von gefördertem



„Lange gab es in Kommunen eine schier unglaubliche Investorenhörigkeit.“

Wohnungsbau und preisgedämpftem Bauen vorhalten mussten. Aber nach wie vor fehlen Sozialwohnungen. Es war lange bekannt, wie viele Verträge auslaufen. Man hätte mehr tun können, wenn man das gewollt hätte. Aber Kommunen haben sich eben lange für eine Liberalisierungspolitik entschieden und vielerorts aus dem sozialen Wohnungsbau zurückgezogen. Auch die ehemalige Landesentwicklungsgesellschaft Nordrhein-Westfalen ist heute eine völlig private Wohnungsgesellschaft – mit Licht und Schatten. Ich weiß Gutes zu berichten, aber auch sehr viel Schlechtes.

Wie sähe eine perfekte Wohnung aus?

Die Vorstellungen haben sich verändert. Denken wir an den typischen Wohnschnitt der 70er-Jahre: Die Familie sitzt im großen Wohnzimmer, es gibt zwei Fernsehprogramme und man spielt Halma. Der Frau soll nicht beim Kochen zugesehen werden, daher gibt es eine Durchreiche von der Küche ins Wohn- oder Esszimmer. Dieses Bild vom Leben hat sich natürlich verändert. Wichtig finde ich, dass wir künftig flexible Wohnungsschnitte entwickeln, bei denen man manche Wände versetzen kann und sich die Aufteilung der Räume an verschiedene Lebensphasen anpasst – etwa wenn Kinder größer werden oder ausziehen. So zu bauen, ist natürlich nicht so einfach wie das herkömmliche „quadratisch, praktisch, gut“, wo die Wohnschnitte immer gleich sind. Aber baulich lässt sich das umsetzen. Und das sollte auch mehr öffentlich gefördert werden.

Und wie wäre diese Wohnung optimal ins Stadtbild eingebunden?

Grundsätzlich sollten wir Wohnräume schaffen, die Beziehungen herstellen. Früher war klar: Die Stadt ist anonym, sie bietet Schutz vor so-

„Eine Stadtgesellschaft muss dafür sorgen, dass alle sozialen Gruppen Wohnraum bekommen.“

zialer Kontrolle. Aber das ist mit dem langjährigen Trend zur Individualisierung nicht mehr erforderlich. Heute ist das Thema eher, neue Formen von Nachbarschaft zu finden. Das können etwa Gemeinschaftsräume sein, die verschiedene Haushalte für Spieleabende, gemeinsames Feiern oder Übernachten von Freunden und Familie nutzen können. Wobei man hier auch aufpassen muss: Ich erinnere mich an ein Wohnareal in einer Stadt, das in U-Form angelegt war. Wer zu Besuch kam, konnte von allen gesehen werden. Einer 75-Jährigen war das nicht recht. Sie sagte mir, dass ihr neuer Freund jetzt immer durchs Fenster zu ihr kommen müsse. Das zeigt die Ambivalenz von Gemeinschaft und Rückzugsmöglichkeit, von Freiheit und Nähe.

Gerade ältere Menschen mit geringen Renten haben Probleme, eine seniorengerechte Wohnung zu finden, die sie auch bezahlen können. Sind sie ein Verlierer am Wohnungsmarkt?

Teilweise schon, ja. Ich habe häufig mit Mitarbeitenden der Stadt zusammengesessen und überlegt, wie wir Wohnraum für ältere Menschen schaffen können. Manche leben in einer großen Wohnung im vierten Stock und haben Sorge, dass sie in ihrem Stadtteil keine andere Wohnung mehr finden, weil die Preise so



Prof. Dr. Reinhold Knopp ist Dekan des Fachbereichs Sozial- & Kulturwissenschaften der Hochschule Düsseldorf. Er forscht rund um die Themen Stadtentwicklung und Sozialraumprojekte mit Älteren.

gestiegen sind. Daraus ist ein Projekt wie „Wohntausch“ entstanden, bei dem ältere und jüngere Menschen ihre Wohnung tauschen und so etwas finden, das besser zu ihren jeweiligen Bedürfnissen passt. Am Ende gelingt das aber nur in wenigen Fällen.

Das klingt ernüchternd.

Ja, es gilt vieles unter einen Hut zu bekommen. Beim Wohnen haben wir unheimlich viele Zugänge. Wir haben den demografischen Wandel und eben die Frage: Was machen ältere Menschen, wenn sie nicht mehr in den vierten Stock kommen? Häuser müssen zudem ökologisch gestaltet sein, ohne dass die Mieten explodieren. Ferner muss das soziale Miteinander gefördert werden. In der Stadtforschung gibt es also viele Fragen. Für mich zählt in erster Linie, dass eine Stadtgesellschaft dafür sorgen muss, dass alle sozialen Gruppen Wohnraum bekommen, der einigermaßen angemessen und vor allem auch bezahlbar ist.

Das wäre wünschenswert. Aber am Ende sitzen viele da und finden doch keine adäquate Wohnung.

Aber, und das sehe ich positiv: Wir haben im Zuge der Corona-Pandemie einen Staat erlebt, der bereit war einzugreifen, um einen sozialen Ausgleich zu erreichen. Der Staat hat Milliarden von Euros in die Hand genommen. Das hat gezeigt: Es geht, wenn man will. Man könnte auch beim Thema Wohnen neue Rahmenbedingungen durch gesetzliche Regelungen schaffen. Aktuell ist der Rahmen für Kommunen relativ eng. Wenn Bund und Land aber mehr im Sinne einer wirklich sozialen Marktwirtschaft agierten, hätten Kommunen mehr Handlungsspielräume. Da kann man aus Corona lernen und sagen: Es geht, wenn man will. Aber es wird umso schwieriger, desto mehr Kapital auf den Markt kommt.

Wohnen = Menschenrecht

Wohnen ist ein menschliches Grundbedürfnis. In der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte wie im Grundgesetz werden der Anspruch auf eine angemessene Wohnung (vgl. Art. 25 AEMR) sowie die Unverletzlichkeit der Wohnung (Art. 13 GG) als elementare Menschenrechte herausgestellt. Bereits im Ersten Testament findet sich die Verheißung, „sicher wohnen“ zu können (vgl. u. a. Lev. 25,18; Dtn. 12,10; Jes. 33,20; Jer. 23,6), was das Bedürfnis nach einem eigenen Schutz- und Gestaltungsraum zum Ausdruck bringt. Zwar gehörte bei Jesus und seiner Bewegung das Ungesichert-Sein zum Kennzeichen der Nachfolge, wie es das Fehlen eines Ortes, wo „der Menschensohn ... sein Haupt hinlege“ (Mth 8,20), deutlich macht. Aber diese radikale Form der Nachfolge bleibt eine Ausnahme, was sich daran zeigt, dass in der Regel die Häuser von reicheren Christ*innen die Basis der frühen Gemeinden bildeten. Die Ermahnungen der neutestamentlichen Haustafeln (vgl. Eph 5,21 ff; Kol 3,18 ff; 1. Petr. 2, 18 ff) versuchen eine Durchdringung des ganzen „Hauses“ durch den Geist der Liebe Christi aufzuzeigen, ungeachtet aller zeitbedingten Grenzen dieses patriarchal geprägten Ethos.

Dass die Art des Wohnens, hinsichtlich der Größe und Ausstattung wie auch im Blick auf den „Geist“ der Häuser, ganz wesentlich die Lebensqualität von Menschen beeinflusst, ist in besonderer Weise seit der Industrialisierung von der Inneren Mission betont worden. Wichern hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht,

wie das individuelle und das Familienleben, Bildungsmöglichkeiten, eine sittliche Lebensführung und auch die Frömmigkeit durch das Fehlen angemessenen Wohnraums stark gefährdet werden. Deshalb haben diakonische Einrichtungen und die Kirchen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart durch eine Vielzahl von Bauprojekten, Wohnungsgenossenschaften und durch sozialpolitische Initiativen auf die zentrale Bedeutung angemessenen und bezahlbaren Wohnraums für alle hingewiesen und entsprechende Programme unterstützt.

In der Gegenwart wird die Art des „Wohnens“ erneut zur sozialetischen Herausforderung. Zum einen steht angemessener und bezahlbarer Wohnraum für viele Menschen besonders in Metropolregionen kaum mehr zur Verfügung. Neben der relativ geringen Bautätigkeit im letzten Jahrzehnt wird hier die Rolle institutioneller Finanzanleger im Hintergrund großer Wohnungsgesellschaften mit ihren Renditeerwartungen deutlich. Auch Kirchengemeinden sehen sich aufgrund finanzieller Engpässe oft gezwungen, ihre Grundstücke möglichst rentabel zu verpachten oder zu verkaufen, um dringende Aufgaben, etwa Kindergärten, wahrnehmen zu können. Zum anderen ist die Art des Wohnens ökologisch bedeutsam. Eine weitergehende Zersiedlung der Landschaft ist an vielen Orten ebenso wenig wünschenswert wie die problematischen Energiebilanzen vieler Wohnungen. Oft besteht ein Spannungsfeld von ökonomischen Interessen, sozialpo-

litischen Überlegungen und ökologischen Zielen, häufig zu Lasten der Letzteren. Vor diesem Hintergrund hat die Sozialkammer der EKD die Stellungnahme „Bezahlbar wohnen. Anstöße zur gerechten Gestaltung des Wohnungsmarktes im Spannungsfeld sozialer, ökologischer und ökonomischer Verantwortung“ formuliert, die Impulse für eine bessere Balance zwischen diesen Zielen vermittelt und zugleich eine „Checkliste“ für Kirchengemeinden im Umgang mit eigenem Wohnraum oder Bauland bietet.

Angemessen wohnen zu können, ist elementar für menschliches Leben. Wohnen darf kein Luxus sein, denn an den Wohnbedingungen entscheidet sich wesentlich die Frage einer guten Lebensqualität, wie es in der Corona-Pandemie besonders deutlich hervortritt. Daher ist dies eine zentrale Frage kirchlicher Verantwortung.



Traugott Jähnichen ist Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum. Der 61-Jährige ist Mitverfasser der Publikation „Bezahlbar wohnen“ der Kammer für soziale Ordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die Publikation nähert sich dem Thema „Wohnen“ aus theologisch-ethischer Perspektive an.



Die Poesie der Tristesse

Text Fons Hickmann, Professor
an der Universität der Künste Berlin
Fotos Kevin Fuchs

Kevin Fuchs ist in der Schweiz geboren, hat sich jedoch entschieden, mit seiner Familie nach Berlin zu ziehen, wo er seit mehr als zehn Jahren als Fotograf arbeitet. Als Lebensumfeld in Berlin wählte er den Bezirk Lichtenberg, in dem auch die Serie der Fotografien spielt, die ich für diese Ausgabe des Dialog-Magazins ausgewählt habe. Fuchs dokumentiert seinen Wohn- und Lebensraum mit authentischem Blick, den nur ein Künstler haben kann, der sich so sehr in sein Sujet begibt. Er findet dort das Besondere im scheinbar Unsichtbaren, in dem, was wir schnell übersehen oder kaum des Blickes würdigen: die überraschende Farbigkeit einer Fassade, Menschen in einer zu Stein, Glas und Metall gewordenen Umwelt, die romantische Malerei auf der Betonwand. Er findet die Poesie in der Tristesse.

Sein besonderer Blick auf die Welt ist geschult durch ein Studium der Journalistik, das seine künstlerische Ausbildung zum Fotografen begleitete. Seine Bilder sind fein komponiert und von nüchterner Ästhetik, wodurch sie eine artifizielle Wirkung erhalten, die sich von reiner Dokumentarfotografie abhebt.

Es ist auch eine Fotografie der Gegensätze und der Ambivalenz, die unser Leben und Wohnen oft begleiten. Wir sehen auf einem Bild ein raumgreifendes Gemälde auf der Brandwand eines Hochhauses, das eine Fassade mit Balkonen und Bewohnern nachzeichnet und die Realität neben der Fiktion fast zum Verschwimmen bringt. Kevin Fuchs findet diese Widersprüche in fast jedem seiner Bilder: die Reihenhaussiedlung mit Vorgärten vor dem gigantischen Plattenbau oder die Fernwärme- und Versorgungsröhren, die größer als Häuser werden.

Wie wollen wir leben? Wie wollen wir wohnen? Wie sehr prägt uns das Umfeld, in dem wir verweilen? Das sind Fragen, die einen jeden umtreiben und die in der Fotografie von Fuchs virulent werden. Auf die Frage, warum er nach Lichtenberg gezogen sei, sagt Kevin Fuchs: „Auf der Suche nach Raum für mich, meine Arbeit, aber vor allem für meine Familie habe ich Lichtenberg gefunden.“







Hartes

Frank war obdachlos. Eine Zeit, in der nur das Überleben zählte, wie er sagt. Heute hilft er anderen, in ihre eigene Wohnung zu ziehen. „Housing First“ heißt das Projekt, welches das scheinbar Unmögliche angeht: Menschen von der Straße in einen Mietvertrag zu vermitteln, ohne Vorbedingungen, ohne Verpflichtung. Kann das funktionieren? Text Karl Grünberg Fotos Karl Grünberg & privat

Manchmal kann Normalität ein Wunder sein. Ein voller Magen zum Beispiel. Oder frisch geduscht zu sein. Für Frank Richter sind das kleine Wunder. Zehn Jahre hat er auf den Straßen von Berlin gelebt. Bei Kälte. Bei Hitze. Ohne Hilfe. Nicht einen Pullover hat er sich von der Obdachlosenmission schenken lassen. Nicht eine Nacht war er in einer Obdachlosenunterkunft. „Die Brücke war mein Dach, der Fluss war mein Vorgarten. Mein Wassergrundstück habe ich es immer genannt. Ich habe mich nur auf mich verlassen. Nur mir alleine vertraut“, sagt er heute über diese Zeit, in der es nur darum ging, wie er den nächsten Tag überlebte. Und den nächsten.

Zwischen seinem Leben damals und seinem Leben heute liegen Welten. Heute kann Frank eine kleine Wohnung sein Zuhause nennen. Heute hilft er anderen, den Absprung von der Straße zu schaffen. Zum Interview trifft man Frank an seinem Arbeitsplatz bei Housing First Berlin. Der 56-Jährige sitzt an einem großen Konferenztisch, Maske vor dem Gesicht, eine Plexiglasscheibe als Trenner vor ihm aufgebaut. „Einfach nur Frank, bitte, und duzen ist mir auch lieber“, sagt er.

Housing First ist ein gemeinnütziger Verein, der einen für Deutschland fast schon radikalen Ansatz der Wohnungslosenhilfe vertritt: „Wir bringen obdachlose Menschen in Wohnungen mit Mietvertrag. Direkt von der Straße. Ohne Vorbedingungen, ohne Forderungen.“ Das wiederum sagt Franks Chefin Corinna Münchow bei einem weiteren Interview, das wegen Corona per Video stattfinden musste.

Frank trägt ein verwaschenes Hemd. In der Hemdtasche steckt eine Packung Drehtabak. Zigaretten und Kaffee sind seine Sucht. Weil er gerade nicht rauchen kann, kreisen seine Daumen umeinander. Eine Wintermütze sitzt auf seinem Kopf, „die lasse ich immer drauf“. Darunter schauen blonden Haare hervor. Blonde, buschige Augenbrauen hängen über seinen blauen Augen. Augen,

die einen unentwegt mustern, während er berichtet. Als ob sie registrieren wollen, was all das Gehörte mit dem Gegenüber macht. Ob es ihn abstößt? Ob er verurteilt? So wie Frank schon oft verurteilt wurde, weil er in Mülltonnen nach Essbarem suchte, weil er im Sommer so vor Schweiß stank, dass die Menschen in der Bahn den Waggon wechselten.

Die ersten Tage auf der Straße wusste Frank nicht, was er machen, wo er schlafen, wie er sich verhalten sollte. Alles war neu, alles ungewohnt. Er war eben aus dem Gefängnis entlassen worden. Er hatte Schulden nicht zahlen können, die er wegen S-Bahn-Fahrens ohne Ticket angehäuft hatte. Die Wohnung war nun weg. Frank war nun einer von 50.000 obdachlosen Menschen in Deutschland, eine Schätzung der Bundesarbeitsgemeinschaft für Wohnungslosenhilfe. Eine genaue Statistik wird nicht erhoben.

Schnell lernt er, dass er einen versteckten, ruhigen Ort braucht. Den findet er auch: eine Brücke mitten im Stadtbezirk Neukölln. Hier fließt ein Fluss. Hier kommt niemand vorbei, der ihn stören, verjagen oder angreifen könnte. Auch das sind Kategorien der Straße. Immer wieder werden schlafende Wohnungslose überfallen, geschlagen, ihre Zelte werden angezündet. In den letzten zehn Jahren hat sich die Gewalt gegen diese Gruppe in Deutschland verdoppelt, auf rund 1.400 Taten.

Frank passt auf. Geht erst hin, wenn es Abend ist. Verschwindet in den frühen Stunden. „Jeden Morgen habe ich Schlafsack und Isomatte zusammengepackt. Ich habe immer alles am Mann getragen, weil so viel geklaut wird“, sagt Frank. Überwinden musste Frank sich, als er das erste Mal Essen aus den Mülleimern klaubte: „Das war ein Bruch. Da macht man etwas, was man sich nie vorgestellt hat.“ Mülleimer ist nicht gleich Mülleimer. Gute Mülleimer stehen vor Grundschulen. Kinder, die ihre Essenspakete nicht schaffen, werfen diese

Pflaster

einfach weg, weil sie Angst haben, dass Mama schimpft, so erklärt es sich Frank. Obst, Gemüse, belegte Brote.

Frank braucht Geld für seinen Tabak, für sein Bier. Also sucht er Pfandflaschen, läuft stundenlang durch die Straßen. Aber nicht auf den Hauptstraßen, denn da ist zu viel los. „Da sind die anderen Flaschensammler unterwegs. Da kann es Ärger geben.“ Ärger zu vermeiden, das hat sich Frank zur Überlebensstrategie gemacht. Deswegen trinkt er nur Bier und nie vor 12 Uhr. Ja, er ist süchtig nach Alkohol. Aber es geht auch noch schlimmer, sagt er sich. Keine Drogen, kein Hartalkohol, so legt er es sich zurecht.

Warum er überhaupt auf der Straße gelandet ist? Er, der eigentlich einen Handwerkerberuf erlernt hatte, immer viel und hart gearbeitet hat? „Der Alkohol war in meiner fränkischen Heimat immer auf dem Tisch, auch als 12-Jähriger schon.“ Das war das eine. Für eine Arbeit zog er nach Berlin. Seine Frau blieb zurück. Eigentlich, so der Plan, sollte sie nachkommen. Doch mit Berlin ging alles schief. Die Arbeit setzte ihn unter Druck. Alleine trank er mehr. Weil er mehr trank, krachte es mit der Frau. Das Leben geriet außer Kontrolle, Rechnungen blieben ungeöffnet, bis alles weg war: Arbeit, Frau, Wohnung.

Frank richtet sich auf der Straße ein. Die Jahre vergehen. Er kommt über die Runden. Warum sollte er etwas ändern? Dann passiert es: ein Anfang der eine Veränderung bedeuten könnte. Frank adoptiert einen kleinen Hund. Frank liebt ihn. Endlich ist da jemand, der zu ihm gehört, den er lieben kann. Weil der Hund aber so faul war und keine Lust auf lange Flaschensammeltouren hatte, verlegte sich Frank aufs Betteln. Früh schon saß er da, an seinem Platz unter dem S-Bahn-Bogen. Dort, wo besonders viele Menschen vorbeikommen. Seine Mütze vor ihm. Dort klimperte das Geld hinein. Ein paar Stunden durchhalten, dann hatte er zusammen, was er brauchte.

Ein zweiter Hund kommt hinzu, die Liebe wird größer. Dann stürzt Frank, er muss behandelt werden. Und hier passiert es, ein Gedanke. „Was ist mit den Hunden, wenn mir was passiert?“ Das Leben auf der Straße ist gefährlich. Er wird älter. Frank entschließt sich, dass es an der Zeit ist, Hilfe anzunehmen. 2016 war das. Es ist diese Hilfe, die ihn schließlich in eine eigene Wohnung ziehen lässt. Es ist diese Hilfe, die er heute bei Housing First Berlin weitergeben möchte.

„Von der Straße aus eine Sucht zu bekämpfen, ist nahezu unmöglich. Erst die Wohnung schafft Stabilität.“

Mehr Infos zum Projekt und Housing First bei der Diakonie unter: housingfirstberlin.de
diakonie-duesseldorf.de/wohnungslose



„Das Besondere bei Housing First ist, dass wir einen anderen, neuen Weg gehen als das bisherige Hilfesystem für Wohnungslose“, sagt die Leiterin Corinna Münchow. Der alte Weg basiere auf der Annahme, dass ein wohnungsloser Mensch sich seine Rückkehr in eine Wohnung erst verdienen muss, indem er seine Wohnfähigkeit Schritt für Schritt unter Beweis stellt, so beschreibt es Volker Busch-Geertsema, Soziologe und Experte für Wohnungslosenpolitik.

Zuerst geht es in die Notunterkunft, dann in eine Gemeinschaftsunterkunft, danach komme ein Trainingswohnen in einer betreuten Wohngemeinschaft, anschließend eine normale Wohnung mit einem speziellen Mietvertrag, also einem befristeten Aufenthalt, und erst dann die sogenannte Finalwohnung des ersten Wohnungsmarktes. Das Problem mit diesem System sei, so der Soziologe in seinen Publikationen, dass es zu viele Maßnahmen sind, die zu lange dauern, und die Menschen frustriert aufgeben und wieder auf der Straße stehen.

„Unser Angebot ist für Menschen, die auf der Straße leben oder in einer dieser Hilfen feststecken und nicht weiterkommen“, sagt Leiterin Corinna Münchow. Zwei, drei Gespräche führen sie mit ihren Klient*innen. Sie wollen herauszufinden, ob diese ernsthaft den Sprung in ein neues Leben mit einer Wohnung machen wollen und ob sie dafür bereit sind, ins System zurückzukehren. Wenn ja, dann sind die ersten Schritte bürokratischer Art. Meldeadresse, Krankenkasse, Grundsicherung und Mietübernahme durch das Sozialamt. Bei all diesen Gängen hilft zum Beispiel Frank. „Ich sage den Menschen, dass ich auch obdachlos war, dadurch kann ich ihre Ängste auffangen. Bei mir müssen sie sich nicht schämen, weil ich das auch hinter mir habe“, sagt er.

Nach der Bürokratie dauert es noch sechs bis acht Wochen, bis sie eine passende Wohnung gefunden haben. „Nicht jeder Ort ist für jeden geeignet. Die einen würden in einem anonymen Hochhaus untergehen, für die anderen ist das genau das Richtige“, sagt Münchow. Dafür arbeiten sie eng mit den Städtischen Wohnungsbau-gesellschaften zusammen, aber auch mit großen



Frank Richter hat zehn Jahre auf der Straße gelebt. 2016 entschließt er sich, Hilfe anzunehmen – und zieht in eine eigene Wohnung. Heute unterstützt er bei Housing First andere bei der Wohnungssuche.

und kleinen privaten Wohnungsanbietern.

„Dieser Moment, wenn dann jemand in seiner neuen Wohnung steht, ist etwas Besonderes“, sagt Münchow. Manche der Klient*innen sind sprachlos, andere weinen, wieder andere tanzen vor Freude. Eine alte Dame haben sie in einer wirklich schicken Wohnung in einer privaten Wohnungsbau-genossenschaft unterbringen können. Die Dame hätte sich wochenlang nicht getraut, ihre Sachen auszupacken, weil sie es nicht fassen konnte, dass die Wohnung jetzt wirklich für sie sein sollte.

Nach dem Einzug werden die Menschen nicht alleingelassen, sondern je nach Problemlage und Wunsch weiterbetreut. Die einen brauchen Hilfe bei der Haushaltsführung und Geldeinteilung. Andere sind einsam, weil ihr altes Umfeld aus der Zeit der Wohnungslosigkeit plötzlich weggebrochen ist. Wieder andere wünschen sich Hilfe beim Kontaktaufbau zur Familie. Die nächsten sind süchtig oder haben

psychische Probleme, die sie jetzt mit Hilfe einer Therapie angehen können. „Von der Straße aus eine Sucht zu bekämpfen, ist nahezu unmöglich. Erst die Wohnung schafft Stabilität“, sagt Münchow.

Noch ist Housing First Berlin ein auf drei Jahre angelegtes Pilotprojekt der Stadt, das wissenschaftlich begleitet wird. Seit dem Start im Oktober 2018 konnten 66 Mietverträge abgeschlossen werden, wovon die allermeisten immer noch bestehen. Nur ein Mietvertrag wurde beispielsweise wegen Mietschulden wieder beendet. Eine Verlängerung von Housing First ist beantragt.

Frank ist glücklich mit seinem „dritten Leben“, wie er es nennt. Es gibt nur zwei Dinge, die ihn noch begleiten. „Ich kann mich nicht riechen, das habe ich auf der Straße verloren. Deswegen weiß ich auch nicht, wenn ich stinke“, sagt er. Er dusche zwar jeden Tag. „Trotzdem sage ich zu jedem hier, dass er mir Bescheid sagen soll, wenn ich stinke.“ Das andere sei der Alkohol, vor dem er sich weiterhin in Acht nimmt. Keine einzige Ausnahme. Denn die Sucht ist ja immer noch da.

Frank, so scheint es, hat seinen Platz und sein Zuhause gefunden.

Nicht nur auf den Profit schauen

Jan Klüssendorff, Inhaber mehrerer Immobiliengesellschaften in Düsseldorf, vermietet Wohnungen auch an wohnungslose Menschen. Im Interview erklärt er, welche Herausforderungen das mit sich bringt, was er dadurch gewinnt und wie die Landesinitiative „Endlich ein Zuhause“ ihn dabei unterstützt.

Warum geben Sie Wohnungslosen eine Chance?

Weil ich den Wohnungsmarkt seit 30 Jahren beobachte und die Verdrängung traurig finde. Gerade hier in Düsseldorf: Was da in einigen Stadtteilen abläuft – Gentrifizierung ist ein klassischer Begriff dafür. Und Wohnungslose sind diejenigen, die in einem umkämpften Markt auf der Leiter ganz unten stehen. Sie kämpfen mit Singles und Studierenden um kleinen Wohnraum und haben null Komma null Chancen, ihn zu bekommen. Irgendwann haben wir gedacht: Wir versuchen, dagegen etwas zu tun.

Wie findet die Anbahnung zwischen Ihnen und den Wohnungslosen konkret statt?

Ich als Vermieter schaue erstmal, ob die Wohnungsgröße und die Konditionen passen; die Mietkosten für diese Menschen werden ja meist von der Arge übernommen. Unsere Woh-



nungen sind über das gesamte Stadtgebiet verteilt. Aber ich brauche ja keine Oberkasseler Dreizimmerwohnung, die 14 Euro pro Quadratmeter kalt kostet, anbieten. Der Wohnraum, der für die Menschen in Frage kommt, das sind in der Regel die Einzimmerwohnungen mit einer Fläche von 32 bis 40 Quadratmetern. Wenn so eine Wohnung frei wird, dann schreibe ich eine kurze E-Mail: Wäre das etwas für euch? Und dann schauen wir, ob wir zusammenfinden. Wir dürfen es allerdings nicht übertreiben, damit die Mischung in einem Haus stimmt. Wir vermieten nicht mehrere Wohnungen in einem Haus an frühere Wohnungslose. Wenn zehn dieser Menschen unter einem Dach wohnen, brauchen wir wieder ein*e Sozialarbeiter*in, die oder der sie betreut. Was aber toll funktioniert: klassisches bürgerliches Haus, zwölf Parteien und in eine davon nehmen wir einen Wohnungslosen rein. Oder einen anderen Menschen, der dringend eine Wohnung braucht.

Nachdem die Menschen eingezogen sind, welche Herausforderungen müssen Sie bewältigen?

Klar: Man erlebt mit solchen Mieter*innen vielleicht öfter schwierige Situationen als mit anderen. Wir hatten einen Fall, da ist ein Mieter nur mit einem Koffer eingezogen – und ein halbes Jahr später für ein dreiviertel Jahr ins Gefängnis gegangen. Alkohol ist auch häufig ein Thema: Unter Alkoholeinfluss sind einige Menschen häufig nicht mehr Herr ihrer Sinne, stürzen auf der Treppe, urinieren ins Treppenhaus und solche Geschichten. Aber all das hat mich nicht davon abgehalten, das Projekt weiterzuverfolgen.

Haben Sie die anderen Mieter*innen in den Häusern über die Vergangenheit der Menschen informiert?

Wir haben in der Regel vor der Vermietung keine Infos in die Häuser gegeben, dass es sich um ehemalige Wohnungslose handelt. Wenn es aber Beschwerden von der Nachbarschaft gibt, erklären wir die Hintergründe. In den allermeisten Fällen hat sich die Situation damit schon entschärft und die Zeit bzw. der Umgang der neuen Nachbarschaft untereinander hat wieder für Ruhe im Haus gesorgt.

Wie hat die Landesinitiative geholfen, solche Probleme zu lösen?

Der Vorteil ist, dass wir Ansprechpartner*innen haben, meist Sozialarbeiter*innen, die sich in schwierigen Situationen kümmern. Nach einem halben Jahr hatten wir nirgendwo mehr Probleme. Und wir sehen das Mietverhältnis als nachhaltig und langfristig an und sagen nicht sofort bei der ersten Verfehlung: So, jetzt bist du wieder draußen.

Wovon profitieren Sie als Vermieter?

Der Vorteil für uns: Die Fluktuation ist deutlich geringer. Einzimmerwohnungen sind klassische Wohnungen für Jobeinsteiger*innen oder Studierende, die schnell weiterziehen. Über die Landesinitiative bringen wir Ruhe in diese Häuser: Wir schließen mit den Menschen Mietverträge mit einer Mindestmietdauer von zwei Jahren ab. Und mein Bauchgefühl sagt mir: Wer nach der Wohnungslosigkeit wieder Fuß fasst, der wird länger bleiben. Die Landesinitiative ist bei diesem Prozess wie ein Bürge, der für jemanden ein gutes Wort einlegt. Die Hintergrundinformationen über die Menschen sind noch intensiver als bei einem klassischen Mietverhältnis. Die Mitarbeitenden der Landesinitiative sind immer dabei: bei den Vermietungsgesprächen, beim Unterschreiben des Mietvertrags, bei der Übergabe der Wohnung.

Was haben Sie in dem Prozess noch mitgenommen?

Das Gefühl, demütig zu sein. Ich muss als Mensch der Immobilienwirtschaft nicht nur auf den Profit schauen und kann die soziale Komponente berücksichtigen. Uns geht es gut, wir müssen uns keine Gedanken über die Zukunft machen. Und ich habe in einem christlichen Verständnis gelernt, dass man etwas zurückgeben soll – und das praktizieren wir.

Warum können Sie anderen Vermieter*innen nur raten, bei dem Projekt „Endlich ein Zuhause“ mitzumachen?

Weil das für mich die schönsten Vermietungen sind – die Menschen sind so dankbar, wie ich es aus 30 Jahren Vermietertätigkeit nicht kenne. Die wenigsten Betroffenen können in diesem Moment glauben, dass ein Vermieter sagt: Du hast nichts, du kommst mit einem kleinen Kofferchen an, du hast nicht frisch geduscht, aber du bekommst trotzdem eine Wohnung und musst nicht bei null Grad Celsius am Rater Tor im Hofgarten schlafen. Es kann nicht viel anderes schiefgehen als bei einem klassischen Mietverhältnis mit einem Normalbürger – wenn man Vorurteile außen vor lässt. Ich kann anderen Vermieter*innen nur sagen: Versucht es. Vermietet auch an Wohnungslose.

Die Diakonie Düsseldorf ist Kooperationspartner in der Landesinitiative „Endlich ein Zuhause“. Mehr Informationen zum Projekt unter: endlich-ein-zuhause.org

**Gespräch Martina Züger
Foto David Ertl**

„Der Schickimicki-Zirkus bleibt draußen“

Text Marion Troja Fotos David Ertl



Sein gesellschaftlicher Absturz ging durch die Schlagzeilen – nach Jetset, Betrugs-skandal und Haftstrafe hat Helge Achenbach sich resozialisiert: Sein Projekt „culture without borders“ bietet Künstler*innen aus verschiedenen Ländern Raum zum Leben und Arbeiten. Auf einem verlassenen Kaarster Bauernhof zwischen Autobahn, Baggersee und Stromtrasse gestaltet die Wahlgemeinschaft verschiedene Ideen und eine gemeinsame Vision.

Für Picasso gibt es hier keinen Platz. Die Zeit, in denen Kunstberater Helge Achenbach mit großen Namen und noch größeren Zahlen hantierte, ist vorbei. Dieses Bekenntnis wiederholt er im Gespräch mehrfach, seine umstehenden Freunde bekräftigen ihn. Achenbachs skandaltaugliche Geschichte hat mit Jetset-Flair und Discounter-Fame Millionen Menschen über Kunst, Geld und Moral urteilen lassen. Er selbst vermarktete sie als Buch unter dem Titel „Selbstzerstörung“. Nach vier Jahren im Gefängnis hat Achenbach über die Diakonietochter Renate zurück zur Arbeit und zur Kunst gefunden.

Der 68-Jährige steht an diesem Frühlingstag auf einem Vierkanthof in Kaarst in der Sonne. Er telefoniert. Jemand wollte jemanden treffen und es hat nicht geklappt. Helge Achenbach vermittelt. Gemeinsam mit dem Journalisten Günter Wallraff versucht er zurzeit, die kurdische Journalistin und Künstlerin Zehra Doğan zu unterstützen. Mit Geld und einem Zufluchtsort. Sie bildete das Leben im Südosten der Türkei während des Ausnahmezustands ab und musste ins Gefängnis. Achenbach bringt Menschen zusammen, knüpft Kontakte und gibt sie weiter, begeistert Bekannte und Vorbeikommende für eine Vision, die in grob gesägten Holzbuchstaben in der Wiese vor dem Hof aufgestellt ist: culture without borders.

Schon von der Straße aus blickt man in den ehemaligen Kuhstall, die Tore stehen weit offen. Der Boden ist mit neuem Beton ausgegossen, die Heizungsrohre hängen verbindungslos in der Luft. „Damit sind wir im Realismus angekommen“, erklärt Achenbach. Soweit die Spendengelder reichen, renovieren sie die Ausstellungsräume. 100.000 Euro waren es im Jahr 2020. Dazu einiges an Sachspenden. Das Material zum Arbeiten wird den Künstler*innen neben der freien Kost und Logie



Armin Baumgarten, Helge Achenbach, Evelina Velkaite (vorne), Wolfgang Schleyen: Wer etwas verkauft, spendet einen Teil dem Verein.

gestellt. 5.000 Euro müssen es im Monat insgesamt sein, dann reicht es für die laufenden Kosten. Wer etwas verkauft, spendet einen Teil dem Verein. „Wir selbst verkaufen nicht, wir wollen bewusst keinen Handel. Das ist meine Versöhnung mit der Kunst.“ Achenbach gefällt sichtlich, was innerhalb von gut zwei Jahren auf diesem Hof gewachsen ist, der zuvor sieben Jahre leer stand. Mietfrei hat der Besitzer ihnen die 2.000 Quadratmeter Gebäudefläche und 1,2 Hektar Land überlassen – einem Verein mit dem Ziel, Kunst und Kultur zu fördern.

Die Tönishöfe gab es schon zu Napoleons Zeiten. Einige Gebäude-teile könnten tatsächlich von Beginn des 19. Jahrhunderts stammen, so genau weiß das keiner. Über Generationen hinweg wurde an- und ausgebaut. Was mit den schmucklosen

Hühnerställen passieren soll, ist noch nicht entschieden. Vielleicht abreißen. Für die Hühner von heute haben sie einen Stall gezimmert, der den Auslauf draußen ermöglicht. Auch Bienen haben sie auf dem Hof, 15 Gläser eigenen Honig gab es im vergangenen Jahr. Das ländliche Idyll hat jedoch deutliche Brüche: Der Lärm der nahen Autobahnen ist nicht zu überhören; der Blick in die Weite wird verstellt von riesigen Strommasten. Diese Trasse ist dafür verantwortlich, dass der nahe liegende Baggersee sich den Hof nicht einverleiben darf. Eine kleine Insel also, an die von allen Seiten die Zivilisation schwappt.

Die ehemalige Getreidescheune mit den roten Backsteinwänden und einer bis ins Dachgebälk reichenden Höhe dient als Atelier und weiterer Ausstellungsraum. Ihr Reiz ergibt sich durch das Zusammenspiel von Vergangenheit und Gegenwart, von lokaler Bodenständigkeit und künstlerischer Freiheit. Das alte Trocknungsgebläse, von dem der Lack blättert, bezeugt den landwirtschaftlichen Betrieb. Auf dem Boden liegen Köpfe aus schwarzem Holz, drei grob geschnitzte Boote sind gegeneinandergelehnt. Dieses Werk hat der ivoirische Künstler Jems Koko Bi 2017 auf der Biennale in Venedig ausgestellt. Zurzeit ist er in seiner Heimat, der Elfenbeinküste, doch einer der bekanntesten Bildhauer des afrikanischen Kontinents wird wieder in Kaarst wohnen und arbeiten, das steht bereits fest. Ein paar Meter weiter reihen sich Olivenbäume auf, die Jems von einer benachbarten Kaarster Gärtnerei übernommen hat. „Tomorrow's Land“ heißt diese Arbeit, die jüngst in einer Schau in Reutlingen zu sehen war.

„Wir bieten internationalen Künstler*innen eine Struktur zum Andocken“, beschreibt Achenbach das Vorhaben. Ein syrischer Bildhauer kam und studiert jetzt Kunst in Münster. Aus Litauen erwarten sie eine Schrift-



„Wenn Jems um 7 Uhr morgens seine Kettensäge anwirft, ist das schon eine Herausforderung.“

stellerin. Ihm schwebt für den Ort ein „Park der Sinne“ vor mit renaturierten Baggerseeflächen und Skulpturpfaden, mit Kultur-Café und Künstlerateliers, mit Sommerausstellung und Symposien. Für 2021 steht auch schon ein Termin: Vom 20. bis 22. August präsentiert sich der Verein der Öffentlichkeit. Ein Jahr später soll es dann ein Zusammenspiel von Kunst-Orten in Litauen, Frankreich, Spanien und Italien geben, die sich mit dem Verein aus Kaarst als Verbund begreifen. Achenbach gerät ins Schwärmen, was hier alles entstehen wird, wie begeistert die Stadt Kaarst von den Plänen ist und was die Kunst den Menschen zu geben vermag. Für den Hof gibt es auch eine Idee für einen Umbau. Die Planung hat ihm ein alter Freund geschenkt – unten auf den Plänen steht der Name David Chipperfield. Der renommierte britische Architekt, der etwa den Neubau des Folkwang-Museums in Essen entworfen hat, gehört zum großen Achenbach-Netzwerk.

Und wie läuft der Alltag in dieser Gemeinschaft? Noch sind sie meistens unter zehn Personen, würden es zukünftig mehr, müssen sie über Hilfe im Haushalt und bei der Versorgung nachdenken. Ein Idyll mit Brüchen. „Wenn Jems um 7 Uhr morgens seine



Kettensäge anwirft, ist das schon eine Herausforderung“, erklärt Armin Baumgarten, Maler und Bildhauer aus Düsseldorf. Er kommt mit dem Rad über den Rhein, hat hier einen Platz gefunden, an dem er seine meterhohen Bronzeskulpturen fertigen kann. Im Wohnhaus, in der ehemaligen guten Stube mit dem Blumenfenster, hat Evelina Velkaite ihr Atelier bezogen. Die 1982 in Litauen geborene Malerin kam über verschlungene Wege zu der Gemeinschaft nach Kaarst. Achenbach genießt es, diese Geschichte zu erzählen: „Ein Beamter aus dem Vollzug, der mich im Knast kennengelernt hat, hat uns bekannt gemacht.“ Die beiden sind inzwischen ein Paar. „Das ist der romantische Teil“, sagt die in Litauen und in der Schweiz ausgebildete Künstlerin. „Der produktive Teil ist die Kritik, der Austausch miteinander und das konstruktive Feedback.“ In diesem Geist möchte auch Wolfgang Schleppen das Projekt verstanden wissen. Seit mehr als 40 Jahren ist er mit Achenbach befreundet und hat den Verein mitgegründet. Der 77-Jährige bringt es marketingmäßig auf die Formel: radikale Ehrlichkeit. Was er damit meint, beschreibt er so: „Der ganze Schickimicki-Zirkus bleibt draußen.“

Hier

herrscht



Text und Fotos Tilo Mahn

Im Slum Mathare in Kenias Hauptstadt Nairobi erzählen die Menschen ihre eigenen Geschichten. Die Organisation Mathare Youth Sports Association (MYSA) unterstützt junge Menschen darin, ihr Schicksal in sportlichen Ehrgeiz und Kreativität zu wandeln.

Leben

Mit ausgestrecktem Arm deutet Nicholas Kimeu über Wellblechdächer und ausgewaschene Straßen. „So viele Menschen sind hier aufgewachsen. Und dann leben sie halt einfach hier. Und die nächste Generation führt wieder das gleiche Leben.“ Er sitzt auf einem Plastikkanister zwischen Wäscheleinen und wackeligen Regalen. Seine Augen sind leicht zusammengekniffen wegen der grellen Sonne und dem Staub in der Luft, wenn er erzählt. „So entsteht ein Kreislauf, der immer wieder neu anfängt. Dadurch ändert sich an der Situation hier im Slum aber rein gar nichts.“ Eine Gasse weiter ist er zusammen mit seinen Eltern und seinem älteren Bruder aufgewachsen. Zu viert in einem Zimmer, auf knapp zehn Quadratmetern, zwischen Holzpritschen, Matratzen, Kanistern und vielen Töpfen. Die Hütte der Eltern haben die

„Nur vom bloßen Wunsch, hier wegzukommen, wird sich an diesem Ort nie etwas ändern.“



Kinder verlassen, als ihre Mutter 2012 gestorben ist. Der Bruder wohnt jetzt gegenüber. Von seiner Tür aus kann Nicholas Kimeu auf das Dach des Hauses blicken. Dahinter erscheinen im staubigen Dunst am Horizont die Hochhausfronten der Westlands. Etwas weiter erheben sich die grünen Hügel Nairobis voller Wohnanlagen und gated communities. Die Bäume und Wege dort zum Spazieren kennt Nicholas Kimeu nur aus Erzählungen und von Bildern. Er hat die Ellbogen auf den Knien abgestützt, lehnt weit nach vorne. Zwischen den Handflächen rollt er eine Zeitschrift hin und her. „Hier in Mathare leben wir wie in einem Tal zwischen zu hohen Bergen. Um uns herum ragen die schillernden Gegenden wie die Westlands auf. Und wir sitzen hier mittendrin.“

Das Titelbild der Zeitschrift in Nicholas Kimeus Händen zeigt eine junge Kenianerin, stark geschminkt, in einem orangenen Kleid. Darunter stehen Rubriken wie Wangari Maathai oder Matatu Culture. Das Mädchen, Njoki Muriithi, ist das aktuelle cover model des „Zoom Magazins“. Wie Nicholas Kimeu stammt sie aus Mathare, einem der zahlreichen Slums in Kenias Hauptstadt Nairobi. Die Magazinredaktion hat Njoki Muriithi als Gewinnerin des Monats aufgrund eines Selfies von ihr ausgewählt. Für das neue Jugendmagazin mit Themen aus Musik, Mode und Subkultur – über das Leben im Slum. Nicholas Kimeu hat an der zweiten Ausgabe der Zeitschrift als Fotograf und Autor mitgearbeitet. „Ich habe mich irgendwann gefragt: Warum kommen ständig andere Leute hierher, um dann unsere Geschichten zu erzählen?“, sagt er achselzuckend. „Ich wollte die Gelegenheit nutzen, selbst zu erzählen. Ich wollte den Leuten meine Sicht auf die Kultur Nairobis und in Mathare näherbringen.“ Nicholas Kimeu hat lange Zeit über seine Heimat nachgedacht. In Texten, Gedichten, in Filmen und



Das Leben im Slum spielt sich auf der Straße ab – eine der Hauptgassen in Mathare.

auf Fotos hält er jetzt seine Gedanken, Ideen und Beschreibungen fest. An der Wand neben dem Spiegel hängt noch das erste Foto, das er gemacht hat: Zwei Kinder blicken hinter einer Ecke hervor in die Kameranlinse. Dahinter verliert sich eine Gasse entlang winziger Rinnsale im rötlich lehmigen Boden vor einem Teppich aus zerdrückten Plastikflaschen.

Wohl knapp eine Million von Nairobis geschätzten gut drei Millionen Einwohnern leben in einem der zahlreichen Slums der Stadt. Eingebettet zwischen Häuserblocks und Rohbauten aus Beton erstrecken sich auf riesigen Flächen und in Tälern die Hütten, Gassen und Stände derer, die sich anderen Wohnraum nicht leisten können. Unter ausgebleichten Sonnenschirmen liegen auf Holztischen Plastikspielzeug und Bananenstauden aus Ziegenrippchen garen im Rauch von Grillrosten. Kinder laufen Slalom um

die Holzstangen der aufgespannten Planen und zwischen den geparkten Mofas. Alltägliches Treiben, wenn man in Mathare unterwegs ist. Vor den Füßen von Nicholas Kimeu rollt ein Ball über die Straße. Er kickt ihn in Richtung Straßenrand, hält kurz inne, wartet, was die Kinder machen. „Das hier ist die Wirklichkeit, die gelebte Wirklichkeit.“ Als die Kinder dem Ball hinterherlaufen, spricht er weiter. „Wir spüren die Trennung, die große Kluft zwischen Arm und Reich jeden Tag. Und der Grund dafür liegt auch in der Politik und im System.“

Nicholas Kimeu ist auf dem Weg in die Bibliothek. Fast täglich geht er in die „MYSA Mathare Library“. Freunde hatten ihm vor Jahren beim Fußballspielen davon erzählt, dass sie sich dort regelmäßig treffen. Die Bibliothek ist eines der Projekte der Mathare Youth Sports Association, kurz MYSA. 1987 wurde MYSA als Hilfsor-

ganisation gegründet und gehört mittlerweile zum Leben im Slum dazu – als Anlaufstelle für Beratung, als Ideengeber und als eine Art Kultur- und Sportzentrum. Über Fußball und andere Sportangebote kommen die Mitarbeitenden mit Kindern und Jugendlichen auf der Straße und in Schulen in Kontakt. Sie wollen die Jugend stärken, ihnen Anregungen bieten. Das Ziel ist, ihnen soziale Kompetenzen und Selbstvertrauen mit auf den Weg zu geben. Bei den Treffen zeigen die Teilnehmer*innen ihre Fotos, erzählen von ihren Projekten und Themen. Dann unterhalten sich die Mitarbeitenden von MYSA mit den Jugendlichen auch immer wieder über Drogen, Kriminalität und Bürgerrechte. Erst Spaß, dann Ernst.

Für diese Treffen fährt Michael Maina regelmäßig von seinem Büroplatz bei MYSA in Komarock im Osten Nairobis nach Mathare. Sein Weg führt

ihn über die Juja Road, die oberhalb des Slums entlangführt. Als ehemaliger Teilnehmer von MYSA-Projekten kennt er die Bibliothek in Mathare noch aus den Anfängen. Inzwischen gibt es vier davon verteilt über die Stadt. An der Straßenecke steigt Michael Maina aus einem der bunten Matatus, der typischen Kleinbusse in Nairobi. Zwischen lautem Motorknattern und dem Hupen des vorbeifahrenden Matatus muss er laut sprechen. „Die meisten Menschen hier nehmen große Strapazen für einfachste Dinge wie Wasser, Essen und eine halbwegs ordentliche Bleibe auf sich. Aber sie wissen trotzdem zu schätzen, wenn sie auch andere Anregungen bekommen.“ Mittlerweile ist er Programm-Manager für das Projekt „Shootback“. MYSA verleiht Kameras und andere Technik, damit die Teilnehmenden wie Nicholas Kimeu auf eigene Faust ihr Viertel, ihre Freund*innen und ihre Umgebung fotografieren, filmen und dokumentieren können.

Michael Maina ist selbst in einem Slum groß geworden, etwas weiter entfernt vom Stadtzentrum. Mit der Arbeit bei MYSA will er auch gegen das trostlose Bild der Viertel ankämpfen. „Es

herrscht hier nicht nur Chaos, wie viele Leute gerne behaupten. Die Straßen sind okay, auch wenn sie eben durch ein Slum führen“, sagt er, hebt seine Stimme nochmal an. „Man kommt überall schnell hin. Und viele Leute hier betreiben ihren eigenen kleinen Handel. Vor allem aber herrscht Leben!“

Auf dem Weg durch Mathare bleibt Michael Maina alle paar Meter stehen, begrüßt Jugendliche und Kinder vor ihren Hütten mit Handschlag und Ghettofaust. Ein kurzer Spruch, ein schnelles Lächeln. Hammerschläge und Radiomusik begleiten die Gespräche über Alltag und Fußball. Ein süßlich brennender Geruch beißt in der Nase. Staub auf den Straßen weht wirbelnd durch die Luft. Am Ende der Gasse bleibt Michael Maina vor einem dreistöckigen, bunt bemalten Haus stehen. Nicholas Kimeu steht hinter dem Blechzaun, auf dem mit grüner Farbe geschrieben steht: MYSA Mathare Library. Er unterhält sich mit anderen Jugendlichen. Michael Maina tippt ihm auf die Schulter. Ein verwunderter Blick, dann ein herzliches Umarmen. Die beiden bücken sich nacheinander durch den niedrigen

Eingang der Bibliothek. Drinnen hinter der Empfangstheke sitzen Kinder auf dem Boden und blättern in Bilderbüchern. Die Wände sind bunt bemalt mit Bäumen, Wiesen und spielenden Kindern. Im oberen Stockwerk stehen Regale voller Romane, Geschichtsbücher und Biografien auf Englisch und Swahili. Michael Maina streift einige Buchrücken entlang. „Die meisten Hütten hier sind winzig. Zugang zu Bildung gibt es kaum. Das ist daheim nicht vorgesehen und es gibt auch einfach keinen Rückzugsort zum Lesen“, erzählt er, während er Bücher in die Regale zurückschiebt. „Teilweise leben acht Familienmitglieder auf engstem Raum. Ein Zimmer dient häufig als Wohnzimmer, Kinderzimmer und Schlafzimmer zugleich. Da gibt es einfach nicht genug Platz zum Lesen.“

Draußen dreht sich rumpelnd eine Betonmischmaschine. Einige Schaulustige stehen herum. Ein älterer Mann stochert mit der Schaufel im Bauch der Betonmischmaschine. Dahinter stehen niedrige Mauern. Man erahnt den Grundriss für ein neues Haus. Im Hintergrund hängen tropfende Kleidungsstücke über eine Wäscheleine. Nicholas Kimeu sitzt auf einem Stuhl am Fenster und verfolgt das Geschehen. „Wer weiß, vielleicht verlasse ich eines Tages diesen Ort. Aber vorher will ich hier etwas hinterlassen für die Zukunft. Nur vom bloßen Wunsch, hier wegzukommen, wird sich an diesem Ort nie etwas ändern.“

Korruption und Konflikte zwischen Nationalitäten und Stammeszugehörigkeiten bestimmen seit Jahren das Leben in Kenia mit. Die Kluft zwischen Arm und Reich ist in Nairobi als echte Trennlinie mitten durch die Stadt sichtbar. Selbst Wohnraum im Umland oder an den Stadtgrenzen ist für viele Einwohner Nairobis kaum bezahlbar. Rund um die Banktürme und Regierungsgebäude im Stadtzentrum entstehen neue Straßen und weitere

Hochhäuser. Häufig bevor klar ist, wie das Gebäude genutzt werden soll. Ideen, stattdessen Wohnungen in den ärmeren Vierteln zu bauen, sind immer wieder im Sand verlaufen. Nicholas Kimeu selbst engagiert sich inzwischen dafür, in Mathare Bäume zwischen die Hütten zu pflanzen und die Straßen vor der Regenzeit besser zu befestigen. In einem seiner Texte schreibt er: „Wenn reiche Leute andere reiche Leute dafür bezahlen, damit Handlanger dann die Ärmsten verantwortlich machen, ist das wie eine Nahrungskette, an deren Ende wir stehen.“

MYSA will mehr Chancen schaffen, damit Jugendliche in Mathare nicht mehr nur am Ende stehen. Neben Spenden verdient die Organisation inzwischen auch eigenes Geld. Am Hauptsitz in Komarock bieten Mitarbeitende Fitnesskurse und Physiotherapie an. So können Projekte und Personal weiter finanziert werden. Teilnehmer*innen können zu Mitarbeitenden ausgebildet werden. Sie bekommen Punkte, wenn sie bei Fußballturnieren, bei Aufräumaktionen in Mathare oder AIDS-Präventionskursen mitmachen, wachsen langsam in die Organisation rein.

Michael Maina hat selbst diese Erfahrung gemacht. „Weil die Menschen merken, dass es viel mehr Möglichkeiten gibt, versuchen sie inzwischen auch viel mehr, etwas aus sich zu machen.“ Die beiden Freunde sind weitergezogen, um etwas zu essen. Mit einer Schale Kochbananen in der einen Hand und einem Programmheft in der anderen Hand steht Michael Maina im Innenhof eines improvisierten Kulturzentrums. Er unterhält sich mit Nicholas Kimeu über das bevorstehende Filmfest. Einmal im Jahr organisiert MYSA das Mathare Youth Film Festival. Nicholas Kimeu will dort seinen ersten Film vorführen. Michael Maina hofft, mit dem Festival noch mehr Aufmerksamkeit für die Projekte und die Teilnehmenden zu bekommen. Er ist überzeugt: „Die



„Wer weiß, vielleicht verlasse ich eines Tages diesen Ort. Aber vorher will ich hier etwas hinterlassen für die Zukunft.“

meisten Leute, die wirklich etwas erreicht haben, stammen von dieser Seite der Stadt. Sie sind einfach kreativer aufgrund der Umstände, aus denen sie stammen. Manchmal erstaunt es die Slumbewohner selbst, wozu einige von ihnen imstande sind.“

Michael Maina und die anderen Mitarbeitenden gestalten seit Wochen bereits Plakate, suchen weitere freiwillige Helfer. Zwischen den Filmen sollen auch Bands auftreten. Nicholas Kimeu stellt seine Schale zur Seite und räumt Teile einer Bühne aus dem improvisierten Büro vor die Graffitiwand des Innenhofs. „Einige Menschen hier denken, sie sitzen für immer in diesem Loch fest, egal was kommt. Aber ich sage: Nein!“ Er zieht eine Leinwand zum Ausrollen unter dem Schreibtisch hervor, atmet tief. „Ich habe Dinge im Fernsehen gesehen, Bücher gelesen. Und ich habe eine Vorstellung für mich von einem besseren Leben.“

Inzwischen hat Nicholas Kimeu so viele Gedichte geschrieben, dass er sie als Band veröffentlichen könnte. Noch sucht er nach einem Verlag, einem Abnehmer. „Das Schreiben über Mathare und mein Leben hat mir sehr geholfen, mit schweren Phasen meines Lebens umzugehen. Trotzdem versuche ich, das Persönliche in meinen Texten so klein wie möglich zu halten.“ Für den Rückweg zu seiner Hütte nimmt Nicholas Kimeu einen Umweg durch die steilen Gassen zwischen den Hütten. Nach dem Aufstieg auf festgetretenem Sandboden und Müllresten öffnet sich der Blick hinter einer Biegung. Auf der Anhöhe hinter einem Mauervorsprung bleibt Nicholas Kimeu stehen. Vor ihm liegt die riesige Fläche aus Brettern, Lehmwänden und Wellblechdächern der Hütten. Er dreht sich um und sagt: „Es geht hier nicht um mich. Es geht um Mathare.“

Nicht weit vom Zentrum entfernt liegt das Tal, in dem der Slum Mathare entstanden ist.



Umdenken



„Qualitätvolle Architektur ist nicht primär an Budgets gebunden“
Ein Gastbeitrag von Titus Bernhard



Am Reesepark in Augsburg entstehen 141 sogenannte EOF-geförderte Mietwohnungen mit einem großen Dachgarten.

Können Architekt*innen mit ihrer Profession gesellschaftliche Verantwortung übernehmen, einen Beitrag dazu liefern, dass die gebaute Umwelt lebenswerter wird? Sie müssen es sogar!

Diesem (meinem) grundsätzlichen Verständnis und einer dazu notwendigen Haltung als Planer stehen oft Hürden im Wege in einer überreglementierten Gesellschaft der Bedenkenträger. Auch die Wertschöpfungsprozesse bei Immobilien mit drastisch wachsenden Grundstückspreisen in den Ballungsräumen und dort wiederum in den Stadtzentren reduzieren die Spielräume und Budgets für gute Architektur und teilen die Gesellschaft zunehmend in Arm und Reich.

An den Peripherien der Städte verkaufen Landwirte ihre Felder und überlassen oft verantwortungslosen Bauspekulanten wertvolle Fläche. Es ist quasi eine Aufforderung zur Zersiedelung der Landschaft, wenn Politik und

Verwaltung dem nicht schnellstmöglich durch eine radikal zu ändernde Politik Einhalt gebieten.

Während beispielsweise in Skandinavien oder den Beneluxstaaten schon längst unkonventionelle Wohntypologien realisiert werden, urban, dicht, radikal, auf eine Gesellschaft im Wandel und die Erfordernisse neuer Lebensformen reagierend, diskutieren wir in Deutschland noch immer kontrovers über Nachverdichtung, weil kompliziertes Baurecht und weil auch die Gesetzgebung mehr den Einzelnen schützt als das Gemeinwohl einer breiten Gesellschaft. Die Rahmenbedingungen für „gutes Bauen“ sind nicht leicht.

Perspektivisch gesehen, mit dem Blick in die Zukunft: Es findet immerhin und zunehmend ein Umdenken statt – tendenziell positiv ...

Die Herausforderungen unserer Gesellschaft in Bezug auf Demografie, Ökologie und Digitalisierung sowie Fragen an den Verkehr der Zukunft erfordern dies auch und zwingen zum Umdenken. Wir müssen schonender mit den Ressourcen umgehen, denn wir erleben bereits drastisch, was passiert, wenn wir es nicht tun.

Nach 20 Jahren überwiegender Planung von Luxusvillen für eine sehr kleine privilegierte Oberschicht drängte sich mir zunehmend die Frage nach der sozialen Verantwortung auf, mithin das Bauen in seiner gesellschaftlichen Relevanz. Die Prägung aus den Stationen der beruflichen Laufbahn muss kein Widerspruch sein. Es ist hilfreich, zahlreiche Facetten der Gesellschaft zwischen „wohlhabend“ und „Hartz IV“ zu kennen, vielleicht sogar eine Voraussetzung.

Das Denken in Kategorien wie „Sozialer Wohnungsbau“, „geförderter Mietwohnungsbau“, „Eigentumswohnungen“ etc. ist nicht förderlich für ein Miteinander und



Die Laubgänge werden mit farbig lackierten Alulamellen in einem Verlauf von Rot nach Grün gleich einem Regenbogen gestaltet. Das soll zur Adressbildung und Identifikation mit dem Zuhause beitragen.

„Nach 20 Jahren überwiegender Planung von Luxusvillen für eine sehr kleine privilegierte Oberschicht drängte sich mir zunehmend die Frage nach der sozialen Verantwortung auf.“

grenzt ein oder gegeneinander ab. Es hilft eher zum Verständnis der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen.

Mit dem im Bau befindlichen Großprojekt „Wohnen am Reesepark“ realisieren wir gemeinsam mit der Wohnungsbaugesellschaft der Stadt Augsburg 141 sogenannte EOF-geförderte Wohnungen, ca. 10.000 Quadratmeter Wohnfläche plus 5.000 Quadratmeter gewerbliche Flächen für den täglichen Bedarf. Das Bauwerk wird in seiner Erscheinung, seiner Anmutung auch im Detail und mit dem intensiv begrünten halböffentlichen Dachgarten, zweifellos die Qualität vermeintlich viel teurerer Eigentumswohnungen haben. EOF steht für einkommensorientierte Förderung, das heißt konkret, dass ein*e Mieter*in je nach beruflichem Verdienst, Familienstand etc. in Augsburg eine komfortable Neubauwohnung mit 2, 3, 4 oder 5 Zimmern erhält, für die er oder sie zwischen 6,50 Euro und 9 Euro Miete bezahlt. Die Bezuschussung liegt in Bayern zwischen 3 und 4 Euro.

Solch gute Zahlen lassen sich nur erzielen durch eine Mischkalkulation aus günstigen Gestaltungskosten, unter anderem durch repetitive Bauelemente, reduzierte Materialwahl und langfristige Mietverträge mit den gewerblichen Nutzern im Erdgeschoss: preiswerter Industrieparkett statt Marmor, Sonne auf der Terrasse ist Sonne im Herzen.

Dabei sind die Wohnungsgrundrisse flexibel, das heißt Zwischenwände können entfernt werden, an unterschiedliche Bedürfnisse angepasst werden und sind in Teilen barrierefrei bzw. sogar behindertengerecht.

Qualitätvolle Architektur ist nicht primär an Budgets gebunden. Ureigene Qualitäten, darunter gute Räume, gutes Licht, Verständnis für die Bedürfnisse der Menschen an ihrem Ort und der Umgebung, in welcher sie leben, eine gute Infrastruktur – all dies sind die entscheidenden Faktoren.

Wir Menschen haben in unseren Häusern und Wohnungen sowohl das Bedürfnis nach Schutz (Archetyp Urhütte) als auch – oft unterbewusst, d. h. ohne uns darüber im Klaren zu sein – einen sehr starken Bezug zur Natur. Somit braucht es kleinmaßstäbliche Rückzugsorte ebenso wie großzügige fließende Innen- / Außenräume.

Titus Alexander Bernhard, geboren 1963 in Augsburg, arbeitete unter anderem im Büro des New Yorker Architekten Richard Meier. 1995 gründete er sein eigenes Büro in Augsburg. Bernhard hat zahlreiche Wettbewerbe und Preise gewonnen, darunter fünf Mal den best architects award. Er war zwei Mal bei der Biennale in Venedig dabei. Mehr Informationen unter: titusbernhardarchitekten.com



Im Friedrich-Naumann-Haus der Diakonie finden junge Männer Zuflucht, die besondere Schwierigkeiten haben. Die meisten haben keine feste Wohnung, viele zudem Probleme mit Drogen, Schulden – manche auch einen Gefängnisaufenthalt hinter sich. Oft spielen auch psychische Probleme eine Rolle.

Im Leben weniger allein

Text Carolin Scholz Fotos Gerald Biebersdorf

Der Tag im Friedrich-Naumann-Haus beginnt zeitig. Wenn sich um 9 Uhr die Gruppen zu einer kurzen Besprechung treffen, sind einige Bewohner schon aus dem Haus – arbeiten. Frederik nimmt noch ein paar letzte Bissen von seinem Frühstück und einen Schluck Kaffee in der kleinen Ess-Ecke, die zum Flur seiner Gruppe gehört, und macht sich auf in die Küche unter dem Dach. Spülmaschine ausräumen, dann Kartoffeln schälen. „Ich mag die Struktur hier. Das hatte ich vorher nicht so“, sagt der 25-Jährige. Da habe er noch bei seinem Vater gewohnt – und sich den ganzen Tag verkrochen. Depression, keine Ausbildung, keine Arbeit. Und keine Ahnung, wie das besser werden soll. Seit September 2020 lebt Frederik im Friedrich-Naumann-Haus der Diakonie Düsseldorf.

Auch Phillip, der bald 24 wird, ist einer der Bewohner. Er ist seit Oktober hier. Vor drei Jahren schon hatte ein Sozialarbeiter ihm das Friedrich-Naumann-Haus ans Herz gelegt – da war Phillip im offenen Vollzug. „Damals wollte ich das nicht“, erinnert er sich. Nachdem er zwei Jahre keine feste Wohnung hatte, hat er im Oktober 2020 dann doch angerufen. „Ich wollte nicht mehr mal hier und mal da schlafen“, sagt er. Vier Monate lang hatte er da schon einen Job und die Aussicht auf eine Ausbildung im Supermarkt. Eine Wohnung habe er trotzdem nicht gefunden. Er erhofft sich von der Zeit in der Einrichtung eine Wende in seinem Leben. „Vor ein paar Jahren hätte ich nicht gedacht, dass ich mal so einen geregelten Job habe“, sagt er lachend. Es sei schön, jeden Monat sicheres Geld zu verdienen. Und hier im Haus sei er im Leben auch nicht so allein, wie er es vorher war.

Die ersten zwei Wochen sind vor allem fürs Ankommen gedacht. Danach wird gemeinsam festgelegt, welche Ziele sich der Bewohner für die nächste Zeit vornimmt.



25 Plätze hat das Friedrich-Naumann-Haus – die sind meist voll belegt. Der Altersdurchschnitt liegt bei 23 Jahren. Etwa die Hälfte der Bewohner hat sich selbst bei der Einrichtung gemeldet. Einige werden durch das Internet auf das Angebot aufmerksam, andere bekommen den Tipp von Betreuenden oder Sozialarbeitenden, wie Phillip. Wer sich meldet, kann zum Kennenlernen am Niederkasseler Kirchweg 45 vorbeikommen, sich vorstellen und umsehen. Danach überlegen die Mitarbeitenden, ob der Interessent und sein Bedarf zum Haus passen, und entscheiden über den Einzug. Im ersten halben Jahr sind die Bewohner in der Regel im und am Haus beschäftigt. „Wir machen hier vieles selbst – kochen, putzen, Dinge reparieren, den Garten pflegen“, sagt Timo Stascheit, Leiter der Einrichtung. Für je zwei Monate werden die Bewohner dafür in eine von drei Gruppen eingeteilt: Küchenteam, Reinigungsteam und Werkstatt- und Gartenteam. Das Küchenteam ist vor allem für das gemeinsame Mittagessen zuständig – Frühstück und Abendessen organisieren die Bewohner jeder für sich. Das Reinigungsteam hält vor allem die Gemeinschaftsbereiche sauber. Das Werkstatt- und Gartenteam ist für die Pflege des Gartens und Reparaturen am Haus verantwortlich. Immer wieder werden aber auch eigene Projekte umgesetzt: Momentan stellen sie etwa mit Jörg Schmitz, der Schreiner, Schlosser und Arbeitstherapeut ist, eigene Tischtennisschläger her. Nach zwei Monaten wird gewechselt, jeder Bewohner ist in jedem Bereich mal dran. „Wer hier herkommt, sollte die Bereitschaft zum Mitwirken mitbringen“, sagt Stascheit.

Frederik hatte zuerst keine große Lust auf den Küchendienst. Doch jetzt findet er auch den in Ordnung. Mit Mitbewohner Lukas und Daniel Garcia-Jimenez aus dem Team des Hauses bereitet er heute Frikadellen mit Kartoffeln, Erbsen und Möhren vor. Vor der Küche war er in Garten und Werkstatt beschäftigt – am liebsten hätte er dort weitergemacht. „Bei der Arbeit im Garten habe ich gemerkt, dass ich gut darin bin und ich gerne draußen arbeite“, sagt Frederik. Der Dienst hat ihm so auch eine neue Perspektive gegeben. Nach der Schule hatte er eine Ausbildung bei der Bundeswehr gemacht. Durch seine psychische Erkrankung, die, wie er sagt, durch eine private Katastrophe aufgetreten ist, konnte er dort nicht mehr arbeiten. Nun hat er schon eine Idee, wie es beruflich für ihn weitergehen könnte: Er möchte eine Ausbildung zum Gärtner anfangen.

Die ersten zwei Wochen sind vor allem zum Ankommen gedacht. Danach legen Mitarbeitende und der Bewohner dann gemeinsam fest, welche Ziele er sich für die nächste Zeit vornimmt. „Nach einem halben Jahr wissen wir ungefähr, wo Stärken und Schwächen liegen“, sagt Timo Stascheit. Will der Bewohner eine Ausbildung beginnen – oder direkt in einen Beruf einsteigen? Oder ist es



„Hier bin ich viel aktiver. Vorher habe ich den ganzen Tag nichts gemacht.“

sinnvoller, erst einen Schulabschluss nachzuholen? Eine Etage unter der Küche, in der Lukas und Frederik noch am Mittagessen arbeiten, stehen ein paar der Jungs, wie Timo Stascheit sie nennt, an den Türrahmen der Zimmer. Die sollen heute nachgestrichen werden. Jeder bewohnt hier ein möbliertes Einzelzimmer mit Bett, Tisch, Handwaschbecken und Minikühlschrank – Badezimmer und Essbereich mit Küchenecke werden in Kleingruppen geteilt. Vier Gruppen wohnen im Haus, zwei davon in selbstständigeren Trainingswohnungen. Dazu gibt es eine Außenwohnung, in der sich die, die kurz vor dem Auszug stehen, wieder an das Wohnen außerhalb gewöhnen können. Der Auszug in eine eigene Wohnung oder eine alternative Wohnform steht meist nach etwa anderthalb Jahren an. „Das Haus ist kein Dauerangebot“, sagt Timo Stascheit. Übergangsweise ist danach noch Unterstützung möglich, etwa bei behördlichen Fragen, auch ein Ambulant Betreutes Wohnen wird vereinbart als Anschlusshilfe installiert.

Die jungen Männer, die gerade die Türrahmen streichen, gehören zum Werkstattteam. Die Stimmung ist locker, keine Spur von dem, was sie schon hinter sich haben. Einige haben viel Mist erlebt, sagt Stascheit, seien nicht von heute auf morgen wohnungslos geworden. Die Familienverhältnisse seien oft zerrüttet, bei einigen ist auch Gewalt ein Thema. Oder eben Drogen.

Julian ist groß und schlank und gut gelaunt. Seine Geschichte beschreibt der 21-Jährige als unspektakulär. Seine Ausbildung zum Schreiner habe er abgebrochen – immer wieder gab es Zoff mit dem Chef. „Das war auch eigentlich nicht, was ich wollte“, sagt er. Er würde lieber mit Tieren arbeiten. Aus der Wohnung der Eltern ist er mit seiner damaligen Freundin zusammengezogen. Als die Beziehung in die Brüche ging, stand er auf der Straße. „Hier bin ich einfach viel aktiver, vorher habe ich den ganzen Tag nichts gemacht“, sagt Julian. Nur gekifft und an der Konsole gezockt. Seit Dezember lebt er hier. Er hat das Gefühl, jetzt wieder in die reale Welt zurückzukommen, statt nur auf dem Sofa zu sitzen. „Ich bin jetzt viel mehr in Bewegung und kann mich einbringen.“

Bewegung ist ein wichtiges Thema im Friedrich-Naumann-Haus. Einmal pro Woche gibt es eine Laufgruppe und Fußballtraining beim SC West um die Ecke. Außerdem können die Bewohner die „Muckibude“, den Kraftraum im Keller des Hauses, nutzen.

Struktur und eine Perspektive für die Zukunft – das will das Friedrich-Naumann-Haus seinen Bewohnern geben. Wie gut das klappt, ist für die Mitarbeitenden oft nicht so leicht abzulesen. „Die Psyche lässt sich nicht messen“, sagt Timo Stascheit. Wenn junge Männer ohne Job, ohne Einkommen und ohne Wohnung ankommen und mit Beruf oder Ausbildung in die eigene Bleibe ausziehen, ist das natürlich ein messbarer Erfolg. Einzelne ehemalige Bewohner melden sich später nochmal und erzählen von ihrem neuen Leben.

Ob eine Ausbildung zum Gärtner, im Supermarkt, in einer Tierarztpraxis oder dort, wo es eben passt – auch die Jungs im Friedrich-Naumann-Haus schauen nach vorne. „Ich wünsche mir, irgendwann keine Sorgen mehr zu haben“, sagt Julian. Auch seine Familie finanziell unterstützen zu können, wünscht er sich. „Ich will einfach ein gesundes Leben führen – in geregelten Bahnen.“



Ein Thema

In manchen Großstädten ist Wohnen für Geringverdiener*innen und wohnungslose Menschen unbezahlbar geworden. Was ist zu tun? Wir haben nachgefragt: Bei Katrin Göring-Eckardt (Bündnis 90/Die Grünen) und Kai Wegner (CDU).



Zwei

Meinungen

Katrin Göring-Eckardt

Leerstand können wir uns nicht leisten!

Sehr geehrte Frau Göring-Eckardt, Sie haben vor zwei Jahren in einem Interview gesagt: „Wohnen ist ein Grundrecht. Es sollte eine Garantie dafür geben.“ Bislang hat sich die Situation aber nicht grundlegend verändert. In manchen Großstädten ist Wohnen schon für Normalverdiener*innen beinahe unbezahlbar geworden. Völlig abgehängt sind Geringverdiener*innen und – fast völlig chancenlos auf dem Wohnungsmarkt – wohnungslose Menschen. Will die Politik nichts ändern oder kann sie es nicht?

Die jetzige Bundesregierung kann und will wohl auch nicht. Wir schon. Dringender denn je gilt: Wohnen ist ein Grundrecht. Vielerorts fehlen bezahlbare Wohnungen. Wohnen wird in einigen Regionen immer teurer. Die Mietexplosion der vergangenen Jahre ist eines der drängendsten sozialen Probleme in unserem Land. Die Bundesregierung hat es nicht geschafft, die Wohnungsnot besonders in Städten zu lindern, schlimmer noch: Rechnerisch gehen jeden Tag weitere 100 Sozialwohnungen verloren. Sie werden privatisiert und zu teuer für wohnungssuchende Rentner*innen oder Familien. Erst recht in der Krisenzeit, die wir gerade gemeinsam durchmachen, in der Selbstständige Aufträge verlieren oder Menschen seit Monaten in Kurzarbeit sind, sind hohe Mieten

ein echtes Problem. Wir wollen da ran. Wir haben vor, eine Million dauerhaft bezahlbare Mietwohnungen zu schaffen und zu sichern. Außerdem werden wir Menschen unterstützen, die leerstehende Häuser wiederbeleben wollen. Nach dem Motto „Jung kauft Alt“ könnten so zum Beispiel junge Familien Platz in guten Häusern finden.

Sie haben auch die Ergebnisse der „Wohnraumoffensive“ der Bundesregierung stark kritisiert und Ende Februar einen „realen Mietestopp“ gefordert. Was meinen Sie damit und wie realistisch ist das?

Nicht nur wir haben die Ergebnisse kritisiert. Auch die Mieterbündnisse haben Alarm geschlagen. Die Bundesregierung hatte 2018 versprochen, bezahlbare Mieten zu sichern. Das hat sie nicht eingehalten. Menschen, die wegen der Corona-Krise Schwierigkeiten haben, ihre Miete zu zahlen, sollten deshalb nicht um ihre Wohnung bangen. Sie brauchen jetzt Unterstützung. Darum fordern wir für die Zeit der Corona-Krise für diese Menschen ein Mietzahlungs- und Kündigungsmoratorium, um sie vor dem Verlust ihrer Wohnung zu schützen. Mit einem Sicher-Wohnen-Programm wollen wir daraus erwachsende Lasten bei Vermieter*innen finanziell abfedern. Damit Mieten nicht immer weiter steigen, muss man mehrere

Dinge tun: Wir schlagen vor, die Mietpreisbremse nachzuschärfen und die Ausnahmen zu reduzieren, damit sie für viele Mieter*innen Wirkung entfaltet. Mieterhöhungen bei Neuvermietung, aber auch im Bestand wollen wir begrenzen. Außerdem müssen die Mietspiegel rechtssicher ausgestaltet werden und wir setzen uns für einen starken Umwandlungsschutz für Mieter*innen ein. Wir wollen, dass Innenstädte lebendig bleiben, mit Läden, Cafés, Kulturprojekten und eben auch Menschen, die in Innenstädten und Ortskernen wohnen und leben. Deshalb braucht es wirksame lokale Mietenlimits, die bezahlbaren Wohnraum in Innenstädten und Ortskernen sichern.

In der Diskussion um den Wohnungsnotstand wurde bis vor der Corona-Krise auch über Enteignungen als letztes Mittel im Kampf gegen Spekulanten diskutiert. Jetzt redet kaum noch jemand darüber. War die Diskussion nur ein Strohfeuer?

Enteignungen sind im Grundgesetz nur als wirklich letztes Mittel vorgesehen, also wenn gar nichts anderes mehr hilft. Das kann von Kommunen genutzt werden, wenn zum Beispiel Besitzverhältnisse nicht geklärt werden können und ein Haus verfällt. Welche Maßnahmen nötig sind, kann am besten vor Ort entschieden werden. Die meisten Enteignungen werden übrigens für den Bau von neuen Straßen oder den Tagebau durchgeführt. Ich finde: spekulativen Leerstand können wir uns als Gesellschaft nicht leisten.

Ihr Kollege Anton Hofreiter hat vor kurzem kritisch über den Neubau von Einfamilienhäusern gesprochen. Ist denn verdichtetes Bauen in der Stadt die Alternative? Schaffen wir nicht damit wieder soziale Probleme wie mit den Hochhaussiedlungen der 60er- und 70er-Jahre?

Was wo gebaut wird, entscheiden die Kommunen vor Ort – je nachdem, was im Dorf oder der Stadt nötig ist, wie viel Fläche da ist, wie viel Leerstand es gibt und was gut in den Ort passt. Im ganzen Land gibt es tolle Beispiele für gute Nachverdichtung, für kreative Siedlungen mit einer großen Vielfalt an Wohn- und Bauformen, bei denen Umwelt und Klima geschützt werden. Wichtig ist, dass es in allen Kiezen, Innenstädten und Ortskernen Orte der Begegnung geben wird. Das Café an der Ecke, der Sportplatz für die Kids und der Blumenladen, bei dem auch mal eine Runde gequatscht werden kann.

Wohneigentum ist für viele Menschen ein Wunsch, der wegen explodierender Immobilienpreise in den meisten Regionen des Landes immer schwerer zu erfüllen ist. Wir wollen

auch den Erwerb von Wohneigentum erleichtern. Denn wer kann sich heute noch die eigenen vier Wände leisten? Wir schlagen deshalb vor, das Prinzip „wer den Makler bestellt, bezahlt“ genauso für Immobilienkäufe einzuführen, wie es für Maklerprovisionen bei Vermietungen bereits gilt. Die Courtage sollte klar begrenzt werden.

In der Corona-Zeit hat das Homeoffice eine ganz neue Bedeutung bekommen. Wohnen und Arbeiten unter einem Dach: Hat das auch Zukunft über Corona hinaus? Und kritisch gefragt: Wie soll das in einer Vier-Zimmer-Wohnung mit zwei oder drei Kindern gehen?

Da sprechen Sie einen wichtigen Punkt an. Ich glaube schon, dass die jetzigen Erfahrungen mit dem Home-

office unsere Arbeitswelt nachhaltig verändern und wir ein „neues Normal“ erleben werden. Wir sehen, dass zu Hause sehr erfolgreich gearbeitet werden kann – aber in den vergangenen Monaten haben gerade auch viele Familien erlebt, was es bedeutet, wenn der Platz fehlt! Wir wollen, dass die Beschäftigten mehr Flexibilität bekommen, um zu schauen, was für sie gut klappt. Deshalb schlagen wir ein Recht auf Homeoffice und mobiles Arbeiten an einem selbstgewählten Ort vor. Aber: Homeoffice darf nicht zur Entgrenzung von Arbeit führen. Arbeitsschutz gilt auch zu Hause und natürlich müssen gut ausgestattete Arbeitsplätze im Unternehmen für konzentriertes Arbeiten auch im Team weiterhin zur Verfügung stehen.

Kai Wegner

Schneller und günstiger bauen!

Sehr geehrter Herr Wegner, Sie haben vor einigen Jahren im Bundestag gesagt: „Das Thema Wohnen wird eine der zentralen sozialen Fragestellungen dieser Legislaturperiode sein.“ Bislang hat sich die Situation aber nicht grundlegend verändert. In manchen Großstädten ist Wohnen schon für Normalverdiener*innen beinahe unbezahlbar geworden. Völlig abgehängt sind Geringverdiener*innen und – fast völlig chancenlos auf dem Wohnungsmarkt – wohnungslose Menschen. Will die Politik nichts ändern oder kann sie es nicht?

In der Tat ist das Wohnen eine der sozialen Fragen unserer Zeit. Wohnungen sind eben nicht irgendeine Ware, sondern das Zuhause von Menschen. Deshalb brauchen wir auf dem Wohnungsmarkt starke soziale Leitplanken. Das zeigt sich etwa in unserem sozialen Mietrecht, in der nachgeschärften Mietpreisbremse und auch im Wohngeld, das wir seit 2017 dreimal erhöht haben. So können wir Menschen, die nicht so hohe Einkünfte erzielen, zielgerichtet unterstützen. Klar ist aber auch, dass langfristig nur dann alle Menschen angemessen wohnen können, wenn der

hohen Nachfrage nach Wohnraum auch ein entsprechendes Angebot entgegensteht. Sprich: Wir müssen mehr, schneller und günstiger bauen. Gerade in den stark nachgefragten Städten ist das das beste Mittel für bezahlbare Mieten.

Eine zentrale Maßnahme der Bundesregierung ist die „Wohnraumoffensive“. Wie erfolgreich war sie bisher aus Ihrer Sicht?

Bis zum Ende der Legislaturperiode werden in Deutschland 1,5 Millionen neue Wohnungen fertiggestellt oder

im Bau befindlich sein. Um das Engagement des Bundes speziell in der sozialen Wohnraumförderung zu sichern, haben wir sogar eigens das Grundgesetz angepasst. Allein in dieser Legislaturperiode gibt der Bund den Ländern hierfür fünf Milliarden Euro. Meine Erwartung ist, dass die Länder die Bundesgelder auch wirklich zielgerichtet für den Bau neuer Sozialwohnungen verwenden und zudem noch zusätzlich eigene Mittel in die Hand nehmen. Ein weiterer Bestandteil der Wohnraumoffensive ist die steuerliche Förderung von Mietwohnungen im bezahlbaren Preissegment. Insgesamt sind im Jahr 2020 zum ersten Mal seit 2001 wieder mehr als 300.000 neue Wohnungen innerhalb eines Jahres gebaut worden. Aber darauf ruhen wir uns nicht aus, im Gegenteil, denn der Druck in den Städten ist ja weiterhin da. Als Schlussstein unserer Wohnraumoffensive wollen wir noch in dieser Legislaturperiode ein Gesetz für mehr Bauland verabschieden, denn häufig sind fehlende Bauflächen der Flaschenhals, der den Neubau erschwert.

In der Diskussion um den Wohnungsnotstand wurde bis vor der Corona-Krise auch über Enteignungen als letztes Mittel im Kampf gegen Spekulanten diskutiert. Braucht es nicht solche Maßnahmen als letztes Mittel gegen Wohnraumspekulation?

Wohnraumspekulation ist ein Problem, gar keine Frage. Ich will nicht, dass Flächen unbebaut oder Wohngebäude leer bleiben, weil irgendwer auf extraviel Rendite spekuliert. Ich bin sehr offen für die Idee, hier beim Steuerrecht so anzusetzen, dass sich so etwas nicht mehr lohnt. Enteignungen sind aber der falsche Weg. Denn mal ganz abgesehen von rechtlichen Erwägungen – Stichwort Eigentumsgarantie des Grundgesetzes – entsteht

durch Enteignungen nicht ein einziger Quadratmeter zusätzlicher Wohnraum. Was aber entsteht, sind astronomische Entschädigungskosten. Das Enteignungsvolksbegehren in Berlin zum Beispiel würde mit bis zu 36 Milliarden Euro zu Buche schlagen. Für einen Bruchteil dieses Geldes könnte im sozialen Wohnungsbau oder bei der Sicherung von Belegungsrechten viel mehr für das bezahlbare Wohnen erreicht werden. Für die Menschen in Berlin würde sich durch Enteignungen die Situation weiter verschärfen. Denn private Bauwillige, die eigentlich zusätzlichen bezahlbaren Wohnraum schaffen möchten, zögen sich zurück.

Der Vorsitzende der Grünen Bundestagsfraktion, Anton Hofreiter, hat vor kurzem kritisch über den Neubau von Einfamilienhäusern gesprochen. Der Aufschrei war groß. Aber ist es nicht sinnvoll, über Flächenverbrauch zu diskutieren und dessen Einfluss auf den Wohnungsmarkt?

Zunächst einmal ist es mir wichtig, dass wir die Menschen nicht bevormunden. Wir sollten ihnen stattdessen Angebote machen, damit jeder die Wohnform findet, die er sich wünscht. Und viele Menschen haben den Lebensraum vom eigenen Häuschen. In dieser Legislaturperiode haben wir mit dem Baukindergeld schon mehr als 310.000 Familien – das sind 1,2 Mio. Menschen – dabei unterstützt, in die eigenen vier Wände zu ziehen. Das ist zugleich ein Beitrag zur Entlastung der überhitzten städtischen Wohnungsmärkte. Ein Konflikt mit den Zielen der Flächeninanspruchnahme sehe ich auch nicht, denn deutlich mehr Flächen werden insgesamt durch Gewerbe, Verkehrswege sowie Sport-, Freizeit- und Erholungsflächen in Anspruch genommen.

In der Corona-Zeit hat das Homeoffice eine ganz neue Bedeutung be-

kommen. Wohnen und Arbeiten unter einem Dach: Hat das auch Zukunft über Corona hinaus? Und kritisch gefragt: Wie soll das in einer Vier-Zimmer-Wohnung mit zwei oder drei Kindern gehen?

Zunächst einmal gilt mein Dank allen Eltern, die mit dem Laptop auf dem Schoß vom heimischen Wohnzimmer aus dafür sorgen, dass unser Land am Laufen bleibt – und das alles, während die Kinder um sie herumflitzen. Als Vater weiß ich aus eigener Erfahrung, wie herausfordernd das sein kann. Wir müssen jetzt alles daransetzen, Schulen und Kitas so schnell wie möglich pandemiesicher wieder in den Betrieb zu bekommen – denn viele Familien sind am Anschlag. Grundsätzlich gilt, dass Corona unser Land quasi über Nacht zu einem Reallabor für neue Formen des Arbeitens gemacht hat. Es beeindruckt, was doch bereits technisch möglich ist und was sich auch über Videokonferenzen gut erledigen lässt. Wenn Arbeitnehmer und Arbeitgeber das wünschen, könnte in der Nach-Corona-Zeit von entsprechenden Arbeitsmodellen natürlich häufiger Gebrauch gemacht werden.

Gespräche Christoph Wand
Fotos Laurence Chaperon und Yves Sucksdorff



Lasst uns bauen!

Im Projekt TRIALOG Hilden haben sich 39 Erwachsene zusammenschlossen, um sich ihren Traum vom gemeinschaftlichen und ökologischen Wohnen zu erfüllen. Im Winter können sie nach Jahren der Vorbereitung endlich einziehen. Wie schafft man das, ohne auf halber Strecke zu ermüden? Ein Rückblick. Text Anne Wolf Fotos Bernd Schaller

1. Ruhe bewahren

Januar 2021 Isabell Orgassa steht in Schal und dicke Jacke gehüllt auf dem Grundstück, das eher einem vergessenen Parkplatz gleicht als einer Baustelle. Der Boden ist schlammig, einzelne Parzellen sind mit Bändern abgetrennt, ein paar Handwerker stapeln Steine für den Aufzugsschacht aufeinander. Im Winter sollen hier 39 Erwachsene und 13 Kinder in ihre neuen Wohnungen ziehen. Zart besaitete Gemüter könnte der Blick auf die Ödnis in Panik versetzen. Aber Isabell Orgassa wirkt, als hätte sie gerade eine Woche Yoga hinter sich. Sie zeigt auf die Flächen im Schlamm – und fügt im Geist schon einmal alles zusammen: den Gemeinschaftsraum, den Wohnhof mit Spielplatz und die Laubengänge, als Verbindung zu den einzelnen Komplexen. „Und hier“, sagt sie und deutet auf den Matsch vor ihren Füßen, „wird mein Garten sein.“ Sie lächelt.

2. Einfach loslegen

1993 Ilse Klöppelt ist 44 Jahre alt und macht sich Gedanken, wie es in ihrem Leben weitergehen soll. Der Grund dafür ist – wie so oft im Leben – eine Trennung. Klöppelt will im neuen Lebensabschnitt das tun, was sie schon immer gerne wollte: „Mit Menschen leben, mit denen ich befreundet bin oder befreundet sein könnte.“ Zwei Freundinnen denken genauso. Gemeinsam beschließen sie, ein Zuhause für Menschen zu schaffen, die wie sie in Gemeinschaft leben möchten. Doch Lebensentwürfe können sich ändern. Und die Lebensentwürfe änderten sich. „Als wir ein Haus für unser Projekt gefunden hatten, fehlte meinen Freundinnen einfach der Mut, sich von ihrem gewohnten Leben und von ihrem Besitz zu trennen.“



Ilse Klöppelt ist bei TRIALOG von Anfang an dabei. Sie will mit Menschen leben, mit denen sie befreundet ist oder befreundet sein könnte.

3. Gleichgesinnte finden

2012 Klöppelt macht trotzdem weiter und sucht neue Mitstreiter*innen für ihr Projekt. Neue Menschen kommen – und gehen wieder. Es bleiben mehr als wieder gehen. Quang Truong ist in Deutschland geboren, in Belgien aufgewachsen und hat in den Niederlanden studiert. Mit seiner Frau Sophia und den drei kleinen Kindern wohnt er in einer Wohnung in einem Neubaugebiet in Düsseldorf. Kontakte zwischen den Familien gibt es kaum. „Für viele Familien ist das eine Zwischenstation, bis sie sich ein Haus leisten können. Sie bemühen sich deshalb gar nicht, Kontakte zu knüpfen“, sagt Truong. Für Truong und seine Familie ist das nichts. „Wir wollen unseren Kindern andere Kinder ‚schenken‘ – und auch ältere Menschen, die nicht Oma und Opa sind. Und einen Ort, an dem der Ast des Apfelbaums aufs Nachbargrundstück

ragen kann und sich niemand daran stört.“ Bei TRIALOG haben sie dieses Zuhause gefunden.

4. Geduld haben

2016 TRIALOG wächst und es wird Zeit, aus den Gedankenspielen Ernst zu machen. Die Gruppe hält nach einem passenden Grundstück Ausschau. Verhandlungen mit der Stadt scheitern. Dann schreibt die Katholische Kirchengemeinde in Hilden ein Grundstück an der Düsseldorfer Straße aus. TRIALOG hört nur zufällig von den Plänen der Gemeinde. Innerhalb von vier Wochen müssen die Interessenten ihre Angebote abgegeben haben. Die Gruppe hat viele Ideen, aber nichts Vorzeigbares in der Hand. Ein Architekturbüro, die Baufrösche aus Kassel, werden engagiert. Vier Wochen Dauerlauf. Am Ende kann sich TRIALOG mit seinem sozialen und ökologischen Konzept – ein Passivhaus in ökologischer Holzrahmenbauweise mit Wärmerückgewinnung, Photovoltaikanlage und Gründach – gegen mehrere gewerbliche Investoren durchsetzen. Das Grundstück liegt an einer befahrenen Straße, ein Antennenmast steht in der Nähe. Die Trialogis sehen's gelassen: „Der ökologische Bau, der hier entsteht, macht das wett“, sagt Truong. 2019 hat die Energieagentur NRW den Komplex als „Klimaschutzsiedlung“ ausgezeichnet – die erste in Hilden.

5. Dranbleiben

2017 Die Gemeinde zeigt sich kulant und gibt TRIALOG erst einmal ein Jahr Zeit, das Projekt auf die Beine zu stellen. Geld muss her, doch dafür braucht es noch mehr, die mitmachen. „Wenn man einer Bank sagt: 40 Prozent der Wohnungen sind belegt, ist das noch lange nicht genug. Da fließt dann auch kein Geld“, sagt Orgassa. Weil bei TRIALOG auch 40 Prozent

öffentlich geförderter Wohnraum ein-geplant ist, ist auch die NRW-Bank mit im Boot. „Und die will sogar eine 100-prozentige Belegung sehen.“

6. Sich organisieren

2019 Wo gewaltige Summen fließen, braucht es eine rechtliche Grundlage. Die Mitglieder entscheiden sich für ein genossenschaftliches Modell als Organisationsform – unter dem Dach der Ko-Operativ eG NRW. Das bedeutet: Jede Partei erwirbt Anteile, die das Eigenkapital der Genossenschaft bilden. Die Trialogis sind also Eigentümer*innen, Vermieter*innen und

Mieter*innen in einer Person. Für den Erwerb der Anteile fallen 600 Euro pro Quadratmeter an, die Miete kostet 11,95 Euro pro Quadratmeter. 40 Prozent der Wohnungen sind gefördert, sie können von Menschen mit Wohnberechtigungsschein A und B bezogen werden. Die Miete für die geförderten Wohnungen ist deutlich geringer. Doch für Menschen mit geringem Einkommen sind die Genossenschaftsanteile nicht zu stemmen. Für die geförderten Wohnungen interessieren sich deshalb vor allem ältere Menschen, die zwar eine geringe Rente haben, im Laufe des Lebens aber etwas Geld ansparen konnten. Um auch Familien

eine Chance zu geben, haben die Mitglieder einen Sozialfonds eingerichtet, in den sie selbst einzahlen und für den sie weitere Förderer suchen. „So können wir für Familien einspringen, die sich die Anteile nicht leisten können“, sagt Klöppelt. Mittlerweile sind alle Wohnungen bis auf eine vergeben.

7. Nicht verzetteln

2018 Irgendwann stellen die Mitglieder fest, dass die wöchentlichen Treffen sie eher ausbremsen als vorwärtsbringen. „Je mehr Menschen sich anschlossen, desto länger dauerten die Diskussionen“, erinnern sich die Trialogis. Zäh

Baustart an der Düsseldorfer Straße: Das Gelände hat die Katholische Kirchengemeinde den Trialogis verpachtet. Sie konnten sich mit ihrem Projekt gegen mehrere finanzstarke Investoren durchsetzen.



sei das gewesen. „Manchmal nahm das gar kein Ende.“ Die Mitglieder entscheiden sich deshalb, die Notbremse zu ziehen. Sie gründen einzelne Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen wie der AK Bauen und Finanzen, der AK Gemeinschaftsbildung oder der AK Öffentlichkeitsarbeit. „So können wir viel schneller und effektiver arbeiten.“

8. Nicht zanken

Die Mitglieder verstehen sich als eine Art Wahlfamilie: Die Gärten sind durchlässig, so dass die Kinder rund ums Haus spielen können, in den Gemeinschaftsräumen kann gemeinsam gekocht und im Hof gefeiert werden, es soll ein Café geben, das auch für die Nachbarschaft offen ist, eine Waschmaschine für alle und ein Gemeinschaftsauto. Aber auch in der glücklichsten Familie kann es einmal Meinungsverschiedenheiten geben – meist wegen Kleinigkeiten. Bei TRIALOG war der Streitpunkt die Farbe der Jalousien. Rot oder Grau? Nach langem Ringen in der Gruppe fiel eine sehr knappe Entscheidung zugunsten von Grau.

April 2021 Isabell Orgassa und Ilse Klöppelt stehen auf der Baustelle und beobachten, wie ein Arbeiter Spannseile am Anhänger eines Lkws löst. Orgassa wirkt noch immer sehr gespannt, obwohl sie im Laufe der Monate auch schlaflose Nächte hatte. „Als wir angefangen haben zu bauen, sind die Kosten noch einmal stark gestiegen. Da fragt man sich schon: Bekommen wir das überhaupt noch gestemmt?“ Es sieht danach aus. Unter der Plane werden die Wände für den Ostflügel sichtbar. Die Löcher für die Steckdosen sind schon eingefräst. „Ist das Grau?“ fragt Orgassa und deutet auf die Fensterrahmen. „Ja, ich denke schon, zumindest haben wir es so bestellt“, sagt Klöppelt und lacht.

Drei Fragen an ...

Anna Waldhausen entwickelt neue Angebote fürs Leben im Alter zu Hause.

Ilse Klöppelt hat sich schon früh Gedanken gemacht, wie sie auch im Alter leben möchte. Warum ist das so wichtig? Das Leben im Alter bringt häufig Mobilitätseinbußen mit sich. Wenn ich mich nur schlecht bewegen kann, bekommen die eigene Wohnung und das soziale Umfeld eine viel stärkere Bedeutung als in anderen Lebensphasen. Barrierefreiheit ist dabei einer der wichtigsten Faktoren für Selbstständigkeit und Teilhabe auch im hohen Alter. Viele ältere Menschen, die im 2. oder 3. Stock ohne Aufzug wohnen, haben kein Problem mit der Versorgung oder ihrer Pflege. Aber es fehlt ihnen schlicht an Lebensqualität, weil sie ohne Tragedienst ihre Wohnung nicht mehr verlassen können. Die Besuche des Pflegedienstes oder der Familie sind dann häufig die einzigen sozialen Kontakte. Das muss nicht so sein.

Da barrierefreier bezahlbarer Wohnraum noch immer nicht in dem Maße zur Verfügung steht, wie er gebraucht würde, ist es wichtig, sich schon früh mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

Bei der Diakonie gibt es verschiedene Angebote für ältere Menschen – von Wohnparks bis zur Demenz-WG – woher weiß ich, welches Angebot für mich oder meine Angehörigen das richtige ist? Es gibt nicht das eine richtige Angebot für jeden – vielmehr entscheiden die jeweils situativen

Bedarfe und Wünsche darüber, welches Angebot das richtige ist. Das kann sich im Laufe der Zeit durchaus verändern. Auch wenn jemand vielleicht sein Leben lang nicht gesellig und lieber für sich war, kann es sein, dass er oder sie bei einer beginnenden Demenz sehr stark das Bedürfnis nach Gesellschaft verspürt und dann eine Tagespflege vielleicht genau das Richtige ist. Gut ist, wenn man sich frühzeitig mit den Möglichkeiten auseinandersetzt und keine inneren Barrieren aufbaut.

Was sind die häufigsten Fehler und wie kann man sie vermeiden? Es gibt viele nachvollziehbare Gründe, warum Menschen an dem Wohnraum festhalten, in dem sie zum Teil ihr Leben lang gewohnt haben. Aber es ist wichtig, sich mit der Frage des Wohnumfelds aktiv zu befassen und es sich, wenn möglich, nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. Da ist die Vier-Zimmer-Dachgeschosswohnung ohne Aufzug vielleicht nicht das Richtige. Natürlich sind diese Prozesse mit Veränderung und Abschied verbunden. Gut ist, wenn man wie bei vielen Fragen des Lebens in den Austausch mit Gleichgesinnten kommt. Eine gute Anlaufstelle in Düsseldorf sind dafür zum Beispiel die zentren plus. Hier trifft man auf Menschen, die sich in der gleichen Lebenssituation befinden und vielleicht schon gute Lösungen für sich gefunden haben.

Die Hölle ist zu Hause

Jede vierte Frau wird einmal oder mehrmals in ihrem Leben Opfer körperlicher oder sexueller Gewalt durch ihren Partner. Häufig findet die Gewalt im eigenen Zuhause statt. Was das mit den Frauen macht, wie und ob sie sich dagegen wehren können. Ein Gespräch mit Christina Clemm, die seit über 20 Jahren als Rechtsanwältin genau jenen Frauen zur Seite steht.

Sie sind Berliner Anwältin und vertreten häufig Frauen, die von ihren Partnern oder Expartnern geschlagen und misshandelt wurden. In welchen Situationen befinden sich die Frauen, wenn diese sich bei Ihnen melden?

Die Frauen wissen oft nicht, wie es mit ihnen weitergehen soll. Viele haben sich in Frauenhäuser geflüchtet oder sind bei Freund*innen oder Verwandten untergekommen. Wieder andere befinden sich noch in ihrer Wohnung. Oft darf der schlagende Partner sich dieser aufgrund einer polizeilichen Wegweisung nicht mehr nähern. Ich musste aber auch schon Mandantinnen auf der Intensivstation aufsuchen, weil sie fast zu Tode geprügelt worden waren.

Wie lange halten Frauen diese Situation der häuslichen Gewalt aus, bevor sie sich bei Ihnen melden?

Manche melden sich nach dem ersten Übergriff. Bei den allermeisten ist aber bereits viel passiert.

Was meinen Sie damit? Wie viel ist „viel“?

Oft entwickelt es sich langsam. Am Anfang verhält sich der Partner etwa besonders beschützend, was erst einmal als Ausdruck seiner Liebe interpretiert wird. Dann kommt immer mehr Kontrolle hinzu. Der Partner schaut ins Handy. Er möchte wissen, wohin die Partnerin geht, mit wem sie sich trifft. Dann fängt die Isolation an. Er möchte am liebsten gar nicht mehr, dass die Partnerin das Haus verlässt, den Kontakt zu Freund*innen hält. Da geht es um Macht und Verfügbarkeit. Beleidigungen und Gängelungen kommen hinzu. Nach und nach wird das Selbstbewusstsein der Frau geschwächt. Bis es dann zum ersten Schlag kommt.

Das wäre doch ein Punkt, an dem die Partnerin sagen könnte: Jetzt gehe ich.

Das ist leichter gesagt als getan. Zum einen gibt es ambivalente Gefühle, sie lieben ja häufig genau diesen Mann, der ihnen das antut. Viele haben sich gemeinsam etwas aufgebaut, eine gemeinsame Wohnung, die Vision einer Zukunft, oder es gibt gemeinsame Kinder. Nach dem ersten Schlag entschuldigt sich der Partner meist wort- und tränenreich. Es gibt einen großen Blumenstrauß und das Versprechen, dass es nie wieder passiert. Bis es wieder passiert und wieder.

Es ist also eher eine Spirale, die da in Gang gesetzt wird.

Ja. Häufig kommt noch hinzu, dass der Partner es schafft, der Frau einzureden, dass sie schuld an seinem Gewaltausbruch sei. Sie hätte ihn gereizt. Weil sie immer irgend etwas Falsches mache, passiere das. Er wolle das doch gar nicht.

Welche Folgen hat das, wenn das eigene Zuhause nicht mehr sicher ist, was macht das mit einem?

Es bewirkt eine riesige Verunsicherung, die aus dieser Situation der permanenten Gefährdung hervorgeht, häufig mit erheblichen psychischen Folgen. Das eigene Zuhause sollte der eigene Schutzraum sein. Hier muss ich mich fallenlassen und sicher fühlen können. Stattdessen herrscht gerade dort diese große Aggression und permanente Angst. Wird er mich schlagen, weil ihm das Essen nicht schmeckt, weil die Schuhe nicht ordentlich weggeräumt sind, weil die Kinder zu laut sind oder einfach so, weil er gestresst ist, schlechte Laune hat? All das sind Beispiele, die ich mir nicht ausdenke, sondern mit denen ich seit über 20 Jahren in diesem Beruf jeden Tag in der einen oder anderen Form zu tun habe. Dazu kommt die Scham der Opfer angesichts dieser Situation.

Warum schämt sich das Opfer? Hat es nicht vielmehr das Recht, wütend zu sein?

Viele Betroffene schämen sich über diese so erniedrigenden Situationen. Sie geben sich eine Mitschuld und machen sich Vorwürfe, diesen Zustand zu lange auszuhalten. Wem soll man denn erzählen, dass man jahrelang misshandelt wurde und dennoch immer wieder geblieben ist? Und viele fragen sich, ob man ihnen überhaupt glaubt. Immerhin haben sie oft jahrelang daran mitgearbeitet, dass die Gewalt nicht nach außen sichtbar ist. Häufig fragen Richter*innen oder Verteidiger*innen die Betroffenen dann auch im Gericht:

„Es gibt einen großen Blumenstrauß und das Versprechen, dass es nie wieder passiert. Bis es wieder passiert und wieder.“

Warum haben Sie sich denn nicht gleich getrennt? Kann es denn dann überhaupt so schlimm gewesen sein? Oft klingt dies vorwurfsvoll, so als trage das Opfer eine Mitschuld.

Aber irgendwann ist dann bei Ihren Mandantinnen doch ein Punkt erreicht, an dem es nicht mehr aushaltbar ist?

Ja. Entweder weil sie es selbst schaffen, sich aus dieser Spirale zu befreien. Oder weil jemand anderes die Polizei gerufen hat, weil die Betroffenen Angst haben, die nächste Eskalation nicht zu überleben. Oder weil die Kinder mit betroffen sind und sie Angst um diese haben.

Ist damit die Gefahr gebannt?

Für einige meiner Mandantinnen geht der Albtraum weiter. Denn jetzt droht der Partner: Wenn du mich verlässt, dann mache ich dich fertig, dann bringe ich dich um, dann veröffentliche ich Bilder im Internet und so weiter. Die Frauen haben ja erlebt, zu was er fähig ist, und glauben den Drohungen. Manchen Trennungen folgen endloses Stalking und weitere Gewalttaten. Eine Trennung ist, das muss man leider auch verstehen, bei gefährlichen Tätern hochriskant. Ich habe es zum Glück noch nicht erlebt, dass eine meiner Mandantinnen getötet wurde. Ich habe aber schon Angehörige vertreten, bei denen die Frau von ihrem Partner getötet wurde. Jedes Jahr werden in Deutschland ca. 150 Frauen von ihren Partnern und Expartnern getötet.

Was ist denn mit Frauenhäusern als Schutzmöglichkeit?

Als Notlösung geht das, nicht aber als längerfristige Perspektive. Die Betroffenen verlieren durch die Flucht häufig ihre Arbeit, die Kita und Schulplätze, ihr gesamtes soziales Umfeld. Sie müssen alles zurücklassen. Das ist keine einfache Entscheidung.

Was kann die Polizei tun?

Die Polizei kann den Partner aus der Wohnung weisen und anordnen, dass er für eine bestimmte Zeit nicht wiederkommen darf. Bei hochgefährlichen Tätern nutzt dies aber nichts, da dieser ja immer noch weiß, wo sich die Frau aufhält. Nach der polizeilichen Wegweisung können Betroffene eine Gewaltschutzanordnung erwirken. Hier können Familiengerichte festlegen, dass sich der Gewaltausübende der Frau nicht mehr nähern darf, sie können auch die Ehewohnung der Betroffenen allein zuweisen. Verstößt er gegen die Anordnung, riskiert er Ordnungsmittel und strafrechtliche Verfolgung. Trotzdem kommt es immer wieder dazu, dass ein Täter einfach weitermacht,

2019 gab 141.792 Opfer von häuslicher Gewalt, 115.000 davon waren laut Kriminalstatistik Frauen. Jede vierte Frau ist in ihrem Leben einmal oder mehrmals Opfer von körperlicher oder sexueller Gewalt durch ihren Partner. In der Corona-Pandemie und während des Lockdowns sind die Zahlen – das legen Erfahrungen der Diakonie Düsseldorf nahe – noch einmal deutlich angestiegen. Jeder kennt jemanden, der ein Täter ist oder ein Opfer.

Die Diakonie unterstützt Frauen in Not mit verschiedenen Angeboten. Mehr Infos unter: diakonie-duesseldorf.de/frauen

**Hilfetelefon
Gewalt gegen
Frauen
08000 116 016**

einen Verstoß nach dem anderen begeht, ohne dass es eine unmittelbare Konsequenz für ihn gibt, weil die Gerichte zu lange brauchen. In einem meiner Fälle sammelte ein Partner ungefähr 250 Gewaltschutzverstöße an, bevor seine allerersten Taten überhaupt verhandelt wurden, und er machte ungehemmt weiter.

Was können Sie als Anwältin erreichen?

Als Fachanwältin für Strafrecht und Familienrecht bin ich genau an dieser Schnittstelle tätig. So führe ich etwa die Gewaltschutzverfahren, Verfahren wegen der Übertragung des Aufenthaltsbestimmungsrechts und des Umgangs, später der Scheidung. Ich begleite und vertrete die Betroffenen häufig gleichzeitig in den Ermittlungs- und Strafverfahren.

Wie ergeht es Ihren Mandantinnen vor Gericht? Hilft so ein Prozess, die Situation zu lösen und sie zu schützen?

Manchmal ja, häufig nicht. Ein großes Problem ist, dass Ermittlungsbehörden und Gerichte überlastet sind. Da kann es schon einmal zwei bis drei Jahre dauern, bis es zu

einem Prozess kommt. Viele Betroffene sind weiter ambivalent. Es geht ihnen weniger um besonders hohe Strafen für den Täter. Vielmehr wollen sie, dass die Taten beendet werden und dass es Konsequenzen hat. Immer wieder haben Mandantinnen Angst, dass durch das Strafverfahren die Situation erneut eskaliert, das Stalking, die Angriffe. Sie bitten mich, alles dafür zu tun, dass es nicht zu einer Verurteilung kommt. Oft gibt es auch ökonomische Abhängigkeiten. Wenn der Expartner ins Gefängnis kommt, kann er keinen Unterhalt mehr zahlen. Oder aber die Frauen wünschen sich für ihre Kinder keinen Vater, der im Gefängnis sitzt oder bestraft ist. So eine Aussage kann sehr belastend sein, und auch, mit dem Täter in einem Raum zu sitzen.

Ich versuche, meine Mandantinnen so gut es geht durch den Prozess zu bringen. Doch das ist mitunter schwierig. Als Zeuginnen müssen sie oft unzählige Fragen beantworten, die äußerst intim und belastend sind. Viele empfinden dies als erniedrigend und es kann retraumatisierend sein, wenn sie Gewaltexzesse und Vergewaltigungen nacherzählen müssen in einem ungeschützten Raum wie dem Gerichtssaal. Wenn sie den Täter sehen und hören müssen, wenn er Gesten macht, um sie einzuschüchtern. Oder wenn sie das Gefühl haben, sich für ihr eigenes Verhalten rechtfertigen zu müssen. Insgesamt wird häusliche Gewalt immer noch zu oft bagatellisiert, und viele Richter*innen sind nicht ausreichend sensibilisiert.

Woran machen Sie den letzten Punkt fest?

Es geht oft schon mit dem Umgang mit der Betroffenen los. Immer wieder erlebe ich, dass Mandantinnen als Zeuginnen wie Bittstellerinnen behandelt werden, Richter*innen ihnen unhöflich oder zumindest genervt begegnen. Dabei ziehen die Betroffenen aus den Verfahren ja keinen Nutzen, es geht um die Durchsetzung des staatlichen Strafanspruchs. Häufig ist es dann die Art der stundenlangen Befragung, bei der keine Rücksicht auf die Gefühle, Ängste und Traumata der Opfer genommen wird. Oft passiert es, dass die Opfer aufgrund der schwierigen Situation im Gericht gar nicht alles, was geschehen ist, berichten oder es harmloser beschreiben, als es wirklich war. Meiner Erfahrung nach wünschen sich die Opfer von dem Ausgang des Verfahrens vor allem, dass sich die Taten weder gegen sie noch eine andere Frau wiederholen. Sie wünschen sich außerdem die offizielle Bestätigung durch eine*n Richter*in, dass das, was ihnen angetan wurde, Unrecht und falsch war. Dafür braucht man aber Fortbildungen für Richter*innen, damit sie zum Beispiel typische Strukturen und Dynamiken von Partnerschaftsgewalt erkennen und die Retraumatisierung der Betroffenen verhindern können.

Was muss sich ändern?

Es muss einen schnellen und effektiven Schutz des Opfers geben. Der Täter muss eine sehr rasche Konsequenz spüren. Frauenhäuser und Frauenberatungen brauchen mehr Plätze und eine bessere Ausstattung. Es muss aber auch Täterarbeit in Form von Therapien und Anti-Aggressionskursen etc. geben. Schließlich müssen die Kinder in diesen Beziehungen mitgedacht werden und die Familiengerichte entsprechend entscheiden. Manche Kinder sind durch die miterlebte Gewalt selbst schwer traumatisiert, fallen durch aggressives, oft auch selbstverletzendes Verhalten auf. Und letztlich brauchen wir gesamtgesellschaftliche Veränderungen, endlich ein Ernstnehmen des Phänomens, Aufklärung, Prävention, Enttabuisierung. Gleichstellung der Geschlechter ist dafür erforderlich, denn letztlich ist die Gewalt innerhalb der Partnerschaften ein Ausdruck der patriarchalen Machtstrukturen. Und wir brauchen echte Solidarität mit den Betroffenen.

Wie halten Sie diese Arbeit aus?

Mich trägt, dass ich sehe, wie sich die Frauen nicht unterkriegen lassen wollen und es schaffen, nach all diesen Ängsten und schrecklichen Erfahrungen ein neues Leben anzufangen. Ich unterstütze sie dabei, auch wenn mein Part nur eine kleine Strecke eines langen Weges ist.

Text Karl Grünberg Foto privat

Grafik Fons Hickmann M23



Christina Clemm, geboren 1967, Fachanwältin für Strafrecht und Fachanwältin für Familienrecht, Mitglied der Expertenkommission zur Reform des Sexualstrafrechts beim Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz.

Nein, bei uns ist es nicht kalt im Winter

Ein Gastbeitrag von Stefanie Kühn Foto privat



Stefanie Kühn, 36, wohnt in Bochum auf einem Wagenplatz. Im Gastbeitrag erklärt sie, was sie an dem Leben im Bauwagen schätzt und warum sie für Mitleid in den seltensten Fällen Verständnis hat.

Wenn ich nach meinem Wohnort gefragt werde, sage ich: Ich wohne in Langendreer. Wenn diese Antwort nicht ausreicht, wird es interessant. Ich wohne auf dem Bauwagenplatz. Das ist eine große Wiese. Ein bisschen Wald und fast 20 Wagen aus Holz oder Metall sind darauf verteilt. Die Wagen werden von Baustellen geholt und von Hand umgebaut, um darin wohnen zu können. Die Fragen, die daraufhin kommen, sind in der Regel sehr ähnlich. Zuerst kommt immer: „Ist das nicht kalt im Winter?!“

Nein, bei uns ist es nicht kalt im Winter. Als unser Wagenplatz neu war, haben wir einen Verein gegründet und ihm diesen Namen gegeben: „Nein, bei uns ist es nicht kalt im Winter e. V.“ Nein, es ist nicht kalt, bei uns nicht. Wir haben Holzöfen.

Die Deutschen fragen außerdem oft, ob das denn überhaupt legal sei. Na ja, es ist jedenfalls nicht verboten. Strom und fließendes Wasser habe ich nicht. Ich benutze Batterien und Kerzenlicht, einen Gasherd zum Kochen. Wasser können wir freundlicherweise am Kulturbahnhof Langendreer holen. Die weiteren Reaktionen schwanken: zwischen Begeisterung, Mitleid und Grauen.

Manche finden den Gedanken, in einem Bauwagen zu leben, sofort supercool, abenteuerlich, romantisch, weil sie damit ein selbstbestimmtes und unabhängiges Leben verbinden. Ja, das stimmt. Auch. Der Wagen gibt mir ein einzigartiges Lebensgefühl.

„Alles, was ich brauche, habe ich hier. Aber ich kann nichts hierbehalten, das ich nicht wirklich brauche.“

Dieser Text ist 2019 – auf Arabisch – in der 13. Ausgabe der Zeitung „Neu in Deutschland. Zeitung über Flucht, Liebe und das Leben“ erschienen. Im Vorfeld hatte die Redaktion Menschen aus den kurdischen und arabischen Communitys gefragt: Was wollt Ihr über die deutsche Gesellschaft wissen? Eine Frage lautete: Warum verzichten Menschen in Deutschland freiwillig auf Luxus und Komfort? Mehr Informationen zum Projekt gibt es unter: nid-zeitung.de

Der Lebensstil und der Komfort unterscheiden sich sehr von dem in einer Wohnung. Den größten Teil des Jahres verbringe ich auf meinen Terrassen und im wilden Garten draußen. Der Innenraum ist klein und mit Liebe zum Detail eingerichtet. Mein Wagen ist für mich wie meine zweite Haut.

Alles, was ich brauche, habe ich hier. Aber ich kann nichts hierbehalten, das ich nicht wirklich brauche oder liebe. Es hat etwas Befreiendes, mit wenig Kram zu leben. Auf der anderen Seite gibt es auch Entbehrung, und es ist Arbeit, meinen eigenen Wagen instand zu halten. Ich habe keinen Vermieter und kann mit meinem Wagen machen, was ich will. Aber der Wagen, der Garten und das Wetter geben mir ihre eigenen Aufgaben.

Es kommt auch vor, dass ich für mein Zuhause bemitleidet werde. Das gibt mir zu denken.

Was ich überhaupt nicht mag: Wenn Leute auf arrogante Weise auf mein kleines Heim hinabblicken. Für Mitleid habe ich in seltenen Momenten Verständnis.

Wenn der Winter lang, nass und dunkel ist und ich mir dazu noch eine Grippe einfange, habe ich selber Mitleid mit mir. Sobald die Sonne wieder sichtbar wird und ich direkt nach dem Aufstehen in meinem Garten meinen ersten Kaffee genieße, denke ich, dass ich Glück habe, so zu wohnen, wie andere Leute Urlaub machen möchten.



Immer Leben in der Bude

Text Anne Heidrich Fotos Christian Weische

Das Betreute Wohnen in Familien der Stiftung Bethel vermittelt Menschen mit einer psychischen Erkrankung, geistigen Behinderung oder Suchterkrankung in Gastfamilien. Lisa Mengedoth hat so ein neues Zuhause gefunden – und Brigitte und Udo Siebrasse ein Familienmitglied dazubekommen.

Lisa Mengedoth lacht häufig auf, während sie erzählt – laut und ziemlich spontan. Die Sätze, die die 25-Jährige mit den langen braunen Haaren in die Kamera des Computers spricht, scheinen dagegen bedacht und wohlformuliert. Sie wirken, als habe sie sich lange zuvor schon überlegt, was sie mitteilen möchte von sich, von ihrem Alltag. Wie sie lebt, wo sie wohnt, das kann sie zwar nicht zeigen wegen der Ansteckungsgefahr in der Corona-Pandemie – möglichst keine unnötigen Besuche, das gilt auch für ihr Zuhause. Aber die Computerkamera nimmt neben ihrem Lachen auch zwei Menschen auf, die während des gesamten Gesprächs hinter ihr sitzen: Brigitte und Udo Siebrasse. Und damit ist das Wichtigste schon zu sehen.

„Mit Ihnen darf ich das familiäre Leben nachholen, das ich in der Kindheit nicht hatte“, sagt die junge Frau über die beiden Senioren. Die Siebrasses sind ihre Gastfamilie, vor vielen Jahren haben sie der damals Jugendlichen einen Platz gegeben, einen Raum, in dem sie sich in ihrem eigenen Tempo entwickeln konnte. Ein Zuhause. Das Praktikum zu schaffen, die Ausbildung zur Bürohilfskraft, jetzt erfolgreich in diesem Beruf zu arbeiten – das war und ist für Lisa Mengedoth nicht selbstverständlich. Als „wirklich besonders“ bezeichnet es sogar Martin Friedrich vom Fachdienst „Betreutes Wohnen in Familien Bethel“, der mit einem Team Gastfamilien mit insgesamt 45 Klient*innen in ihrer Entwicklung beobachtet, sie begleitet und unterstützt. Denn die meisten der sogenannten Familiengäste haben wie Lisa Mengedoth eine geistige Beeinträchtigung, viele eine psychische Erkrankung, manche kämpfen auch mit einer Sucht. Alle brauchen bei der Bewältigung des Alltags Hilfe von ihrer Gastfamilie, obwohl sie längst erwachsen sind. Nur sehr wenige schaffen es, einen Beruf zu erlernen und diesem auch nachzugehen.

„Das Leben hier gibt mir die Sicherheit, die ich brauche“ – so erklärt sich Lisa Mengedoth, dass vieles in ihrem Leben so gut läuft. Als Jugendliche wurde ihr



„Bei meiner Gastfamilie kann ich das familiäre Leben nachholen, das ich in meiner Kindheit nicht hatte.“

das Fetale Alkoholsyndrom diagnostiziert – eine Reihe von vorgeburtlich durch den Alkoholkonsum der schwangeren Mutter entstandenen Schädigungen, die zu Störungen vor allem im kognitiven Bereich führen: bei der Verarbeitung von Informationen, bei der Konzentration, in sozialen Beziehungen. Wegen der vielfältigen Beeinträchtigungen hat Lisa Mengedoth einen

Schwerbehindertenausweis. Sie sagt, es falle ihr nicht leicht, „mehrere Sachen gleichzeitig zu machen“, kochen etwa könne sie gar nicht alleine, „da kommt so vieles zusammen, was man gleichzeitig beachten muss“. Auch um Neues zu lernen, brauche sie viel Zeit, eine große Orientierungsschwäche komme dazu, außerdem Defizite im planerischen Denken – um einen neuen Weg, eine neue Strecke alleine gehen zu können, müsse sie sehr lange üben. Die Rolle der Zugfahren-Trainerin übernimmt dann schon mal die 74-jährige Brigitte Siebrasse, bis Lisa Mengedoth mobiler geworden ist und damit wieder ein Stückchen selbstständiger. Die Siebrasses machen ihr auch das Frühstück, bevor sie zur Arbeit geht, sorgen Tag für Tag für Struktur, sprechen über Erlebtes, schauen mit ihr abends gemeinsam fern, machen Ausflüge, fahren auch zusammen in den Urlaub. „Halt und Kraft“ gebe das, sagt Lisa Mengedoth, seit sie 16 Jahre alt ist. Denn seit dem Sommer 2011 lebt sie mit dieser Unterstützung, zunächst als Pflegekind bei den Siebrasses, später dann als Familiengast der Siebrasses im Projekt „Betreutes Wohnen in Familien“, einem Angebot der Stiftung Bethel.

Das Programm der Stiftung sei längst aus der Projektphase herausgewachsen, sagt Martin Friedrich. Inzwischen ist es 25 Jahre alt, im Jahr 1996 gab es die Zusage zur Unterstützung vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe, der „Betreutes Wohnen in Familien Bethel“ bis heute finanziert: in Form des monatlichen Betreuungsgeldes, das die Gastfamilien erhalten. Den Mietzuschuss und die Pauschale für den Lebensunterhalt bezahlt in der Regel das Grundsicherungsamt. Geeignete Gastfamilien zu finden sei aber eine immer

größere Herausforderung geworden. „Die Nachfrage vonseiten der Klient*innen ist deutlich größer als das Angebot an Gastfamilien“, sagt Friedrich. Vor zehn Jahren sei es noch einfach gewesen, die spezielle Betreuung zu gewährleisten, Gastfamilien für Klient*innen zu finden, die dann auch zusammenpassen. Vor allem gesellschaftspolitische Entwicklungen haben dies mehr und mehr erschwert, bedauert Friedrich. Der demografische Wandel, die größer werdende Anziehungskraft von Ballungsräumen, die dort kontinuierlich steigenden Mieten. Immer mehr Menschen zögen in die Städte, in kleinere Wohnungen im Vergleich zum ländlichen Raum, in räumliche Verhältnisse, die gar nicht genug Ressourcen für das „Betreute Wohnen in Familien“ böten.

Denn ein eigenes Zimmer für den Familiengast braucht es mindestens, um Gastfamilie werden zu können. Lisa Mengedoth lebt sogar in einer eigenen Einliegerwohnung im Haus der Siebrasses. Probewohnen konnte sie dort – wie es eigentlich üblich ist im Programm – allerdings nicht. Nötig war das auch nicht, nach dem allerersten Kennenlertreffen in einer Eisdielen habe sie sich mit den Siebrasses schon richtig gut verstanden, erinnert sie sich. Brigitte Siebrasse habe damals eine Art Früchteteller bekommen, „darüber mussten wir alle lachen“, erzählt sie: kein Eis beim Eisessen – „das Eis war gebrochen“. Gut so. Denn zuvor war der Adoptivvater der damals 16-jährigen plötzlich gestorben, ihre Stiefmutter sei mit der Trauer überfordert gewesen, habe versucht, sich das Leben zu nehmen – Lisa Mengedoth fühlte sich allein und war deshalb auf der Suche nach Menschen, die sie unterstützen können. Nur kurz nach dem Eisbeziehungswesen Früchteessen kam sie eines Tages in ihr altes Zuhause, ihre Stiefmutter war zusammengebrochen – Lisa Mengedoth musste untergebracht und versorgt werden und zog bei Brigitte und Udo Siebrasse ein.

Ein Glück – auch für die Siebrasses. „Wir bleiben jünger, dadurch dass sie da ist“, sagt Udo Siebrasse: „Es ist immer Leben in der Bude“, ergänzt der 76-jährige. Lisa Mengedoth sei inzwischen in seiner ganzen erweiterten Familie aufgenommen worden – das sei auch wichtig für die Zukunft der jungen Frau. Es soll auch dann Menschen geben, an die sie sich wenden kann, wenn er und seine Frau Lisa vielleicht einmal nicht mehr unterstützen können. Aber bis dahin soll ihr Alltag – so lebendig, wie er für Udo und Brigitte Siebrasse, und so förderlich, wie er für die Entwicklung von Lisa Mengedoth ist – „so lange wie möglich so bleiben“.



„Wir bleiben jünger, dadurch dass sie da ist.“

Mehr Informationen zum Projekt „Betreutes Wohnen für Familien, ein Angebot der Stiftung Bethel“ gibt es bei Jens Oertmann unter Telefon 0521 144 2522, E-Mail: jens.oertmann@bethel.de

Kinder mit einer chronischen Erkrankung oder Behinderung in Pflegefamilien vermittelt der Zentrale Fachdienst der Diakonie Düsseldorf. Mehr Informationen dazu unter: werdet-pflegeeltern.de



Diakonie Düsseldorf
diakonie

Miteinander!

Frischgebackene Tagesmutter

Text Stefanie Eß Foto Gerald Biebersdorf

Doris Beiwinkel hat sich entschieden, ihrem Leben eine neue Wendung zu geben und Tagesmutter zu werden. Auch Corona konnte sie nicht stoppen. Die Diakonie hat sie auf ihrem Weg begleitet.

Stolz zeigt Doris Beiwinkel ihre sicher in Klarsichtfolie verpackte und in einem weißen Ordner steckende Pflegeerlaubnis. Diese ist Voraussetzung, um eine eigene Kindertagespflege zu führen. Für die frischgebackene Tagesmutter aus Gerresheim war es kein schneller Weg bis zu diesem Punkt. Aber es hat sich gelohnt.

Anfangen hat alles, als Doris Beiwinkel zwei dicht mit Kleinkindern besetzte Bollerwagen in der Stadt entdeckte: „Da habe ich mir gesagt, ich werde jetzt auch Tagesmutter.“ Gesagt – getan. Doris Beiwinkel fing an zu recherchieren, wie man in Düsseldorf Tagespflegeperson werden kann und welche Voraussetzungen zu erfüllen sind. Zuerst galt es, sich für einen Träger zu entscheiden, der sie auf dem Weg zu ihrer eigenen Kindertagespflege und auch darüber hinaus begleiten würde. „Mit der Diakonie

Düsseldorf habe ich schon bei der Suche nach einem Betreuungsplatz für meine inzwischen Fünfjährige gute Erfahrungen gemacht. Da fiel die Auswahl nicht schwer“, berichtet sie.

„Unsere erste Aufgabe ist die fachliche und persönliche Eignungsprüfung der Interessierten“, erklärt Sibylle Reimer von der Fachberatungsstelle für Kindertagespflege der Diakonie. „Die Tagespflegepersonen übernehmen selbstständig die Verantwortung für bis zu fünf Kleinkinder. Es geht nicht nur darum, aufzupassen, sondern auch darum, einen pädagogischen Bildungs- und Betreuungsauftrag umzusetzen.“ Deshalb gibt es für Interessierte mehrere Gesprächstermine, zum Kennenlernen, zur Informationsvermittlung, aber auch zum Ergründen von Erwartungen, Haltung und Motivation. „Wir wollen wissen, welche Vorstellungen die Interessierten von

der Kindertagespflege haben und ob ihre Kompetenzen und Fähigkeiten zu den gesetzlichen und kommunalen Ansprüchen passen“, erläutert Sibylle Reimer. Frühestens nach zwei Gesprächen entscheiden die Mitarbeitenden der Fachberatung über die Vergabe eines Empfehlungsschreibens, das die Teilnahme an einem Qualifizierungskurs für Tagespflegepersonen ermöglicht.

Doris Beiwinkel konnte im vergangenen Jahr noch zwischen einem 160-Stunden-Kurs und einem neu konzipierten 300 Unterrichtsstunden umfassenden Qualifizierungsprogramm wählen. Sie hat sich für die lange Version entschieden: „Wenn – dann richtig, habe ich mir gedacht. So bin ich auf dem neusten Wissensstand.“ Für sie hieß das freitagabends und samstagsvormittags Unterricht mit den anderen elf Teilnehmenden. „Und



dann kam Corona. Also viele Onlinekurse statt Präsenzveranstaltungen. Trotzdem war es echt toll“, schwärmt Doris Beiwinkel. „Ich habe so viel von den anderen Kursteilnehmer*innen gelernt und wir haben heute noch Kontakt, helfen uns bei Fragen gegenseitig weiter.“

Auf dem Weg zur Kindertagespflege und auch später während ihrer gesamten weiteren Tätigkeit begleiten die Mitarbeitenden der Fachberatungsstelle die Tagespflegepersonen. Dabei werden die gelernten Inhalte in Reflexionsgesprächen neu bewertet und Gedanken, beispielsweise zu frühkindlichen Bedürfnissen, zur Gestaltung der Zusammenarbeit mit den Eltern oder zum Umgang mit religiösen Traditionen, thematisiert. „Wir sind die ganze Zeit an der Seite der Bewerber*innen“, erklärt Sibylle Reimer. „Mit Informationen, Beratung

und Unterstützung, wo sie gebraucht werden.“ Die Eignungsüberprüfung schließt nämlich auch zahlreiche Formalien, wie ein erweitertes Führungszeugnis, mit ein.

Die Interessierten müssen sich überlegen, welche Betreuungszeiten sie anbieten, wann sie starten wollen, ob sie zu Hause arbeiten oder Räume anmieten werden und wie dort gesetzliche Anforderungen zum Bildungs- und Betreuungsauftrag sowie zur Kindersicherheit umgesetzt werden können. Doris Beiwinkel hat sich für die Betreuung zu Hause entschieden: „Die Kinder sollen sich wohlfühlen, wo geht das besser als in einem echten Zuhause?“ Seit März dürfen bei ihr zwei 14 und 16 Monate alte Kinder zusammen mit ihrer dreijährigen Tochter Paula durch das ganze Erdgeschoss samt Wohnzimmer-Pavillon und offener Küche wuseln.

Worauf sie bei der Betreuung Wert legt, weiß die zweifache Mutter ganz genau: „Bei mir gibt es Routinen, die den Kindern Sicherheit geben, und viel natürliches Spielzeug wie Stapelsteine oder Kastanien. Wir sind oft im Garten, und ich will mir noch ein Lastenrad anschaffen, mit dem wir regelmäßig zum Wildpark fahren können.“ Doris Beiwinkel ist dankbar für die persönlichen Gespräche und regelmäßigen Hausbesuche, die zur Unterstützungsleistung der Fachberatungsstelle gehören. „Ich kann immer anrufen, wenn ich Rat brauche“, erzählt sie. „Das gibt mir Sicherheit, denn Kinderbetreuung ist echt viel Verantwortung.“

Mehr Informationen unter: diakonieduesseldorf.de/kindertagespflege

Immer in Verbindung

Die Mitarbeitenden des Hausnotrufs der Diakonie sind rund um die Uhr im Einsatz – für Menschen wie Karin Mokros-Kreutzer. Jetzt gibt es den Diakonie-Ruf auch für unterwegs.

Zweimal habe sie den Hausnotruf aus Versehen aktiviert, erzählt die 77-jährige Karin Mokros-Kreutzer, Kundin des Diakonie-Hausnotrufs, mit einem Lächeln in der Stimme. „Einmal habe ich mich nachts auf das Armband gelegt, da bin ich wohl auf den Rufknopf gekommen. Erst habe ich gar nichts mitbekommen, dann aber eine sehr nette Stimme aus der Station im Wohnzimmer gehört.“

Die nette Stimme kam von einem Mitarbeiter der Notrufzentrale, die 24 Stunden am Tag eingehende Anrufe entgegennimmt. Unter anderem von den Kund*innen des Hausnotrufs der Diakonie. Das sind häufig ältere Menschen, aber auch Schwangere oder Menschen mit chronischen Erkrankungen. Menschen, die in ihren eigenen Wohnungen leben, aber im Notfall auf schnelle Hilfe angewiesen sind. Dazu müssen sie nur den an einer Kette um ihren Hals hängenden oder in ein Armband integrierten Notfallknopf drücken.

„Meistens sind das gar keine dramatischen Notfälle“, berichtet Michaela Haertel, Leiterin des Hausnotrufs der Diakonie Düsseldorf, während sie in ihrem Büro durch die Auflistung aller Notrufe und Statusmeldungen der Geräte scrollt. „Oft wird der Alarm versehentlich ausgelöst. Das ist aber nicht schlimm, denn als Erstes versuchen wir immer Sprechkontakt aufzunehmen.“ Dafür steht eine Empfängerstation mit Lautsprecher an einem günstigen Platz in der Wohnung. Wenn sich im Gespräch herausstellt, dass keine Hilfe benötigt wird, passiert auch nichts weiter. „Manchmal meldet sich aber auch niemand oder es ist jemand gestürzt und kommt nicht mehr alleine hoch“, erklärt Michaela Haertel. Dann wird der Bereitschaftsdienst der Diakonie kontaktiert, der den im Safe hinterlegten Wohnungsschlüssel abholt und damit direkt zur Wohnung fährt.

Text Stefanie Eß
Foto Bernd Schaller



„Es tut gut, zu wissen, dass ich, wenn ich mir selbst nicht mehr helfen kann, nur aufs Knöpfchen drücken muss.“

Neuerdings gibt es den Diakonie-Ruf Mobil, mit dem Kund*innenn auch unterwegs abgesichert sind, egal ob beim Einkaufen, im Schrebergarten oder auf einem Waldspaziergang. Die einzige Bedingung ist, dass der in ein Fitness-Tracker-Armband integrierte Sender Zugriff auf das Mobilfunknetz hat.

Charlene Riley ist so eine Mitarbeiterin in Bereitschaft. Genauso wie ihre Kolleg*innen hat sie langjährige Erfahrung – zwei Jahre beim Hausnotruf sowie fünf Jahre im Rettungsdienst – und kann mit den verschiedensten Situationen umgehen. „Oft muss man ein bisschen Sherlock Holmes spielen“, erzählt die 29-Jährige, die parallel Medizinische Biologie studiert. Es gehe dann nicht nur darum, einem beispielsweise gestürzten Menschen wieder aufzuhelfen. Durch das Messen von Blutdruck und Blutzuckerspiegel könnten oft auch die Sturzursache und eventuell nötiger Behandlungsbedarf geklärt werden. „Ein Sturz kann nur ein Sturz sein. Oder auch eine Rettungsaktion“, berichtet sie. „Man weiß nie, was kommt.“

„Manchen Menschen ist es anfangs peinlich, dass ich sie in einer vermeintlich schwachen Situation antreffe“, erzählt Charlene Riley weiter. Das wäre aber gar nicht nötig, denn für die gelernte Rettungsassistentin sei das ganz natürlich und dafür sei sie schließlich da. „Am Ende sind die meisten Menschen einfach sehr, sehr dankbar, wenn ich komme und helfen kann“, schließt sie.

In den wenigen schwerwiegenden Notfällen verständigt die Notrufzentrale umgehend den Rettungsdienst. Dann werden auch direkt die Angehörigen informiert. „Ich fühle mich sehr sicher mit dem Hausnotruf“, erzählt Karin Mokros-Kreutzer, die das Angebot seit knapp vier Jahren selbst nutzt. „Ich lebe alleine, habe Diabetes und neige zur Unterzuckerung. Es tut gut zu wissen, dass ich, wenn ich mir selbst nicht mehr helfen kann, nur aufs Knöpfchen drücken muss.“

Ein ergänzendes Angebot des Hausnotrufs der Diakonie nutzt die Seniorin nicht nur, sie trägt es auch seit fast zehn Jahren ehrenamtlich mit: „Telefonieren mit Herz ist eine tolle Sache“, erzählt sie. „Wir rufen alle Kund*innen des Hausnotrufs regelmäßig an. Nicht wegen irgendwelcher Notfälle, sondern einfach, um sich zu unterhalten.“ Die Ehrenamtlichen gratulieren zum Geburtstag, nehmen sich Zeit für den neusten Klatsch und haben auch für die kleinsten Kümernisse ein offenes Ohr. Bei Bedarf stellen sie auch den Kontakt zu anderen Angeboten her, wenn es alleine zu Hause doch nicht mehr so klappt, soziale Kontakte fehlen oder fachliche Beratung gewünscht wird. „Es tut so gut, anderen Menschen zuhören und helfen zu können“, findet Karin Mokros-Kreutzer. „Das ist das Besondere an der Diakonie. Die Mitarbeitenden sehen immer den Menschen hinter dem Notruf-Gerät und möchten ihm helfen.“

Hilfe beim Homeschooling

Im Stadteilladen der Diakonie in Düsseldorf-Flingern gibt es Unterstützung bei den Hausaufgaben. Bei den Kindern im Stadtteil hat sich das rumgesprochen wie ein Lauffeuer.

Text Anne Wolf

Foto Gerald Biebersdorf



Salim* zieht Matthias Kaliebe ungeduldig am Ärmel: „Hi Matthias, sag mal schnell, wie lautet hier die Lösung?“ Er deutet auf sein Hausaufgabenheft und liest laut vor: „Wo wurden Burgen gebaut?“ Matthias lässt sich nicht erweichen. „Das weißt du doch selbst, du hast den Text gelesen.“ „In Europa?“, rät Salim. „Hmmm“, sagt Matthias nachdenklich. „Denk doch mal ein bisschen kleiner. „Ach so, auf Bergen!“ „Richtig! Und wo noch?“ „An Flüssen!“, erklärt der Zehnjährige selbstbewusst und schreibt hastig die Lösungen auf sein Hausaufgabenblatt.

Salim nimmt am Projekt „Shufi-Bildungsbrücken für Flingern“, der Hausaufgabenhilfe des Stadteilladens der Diakonie teil. Dreimal in der Woche kommt er vorbei, um sich vom 26-jährigen Matthias bei den Hausaufgaben helfen zu lassen. Anfangs eher unfreiwillig. Salim hatte einen Freund aus der Schule im Stadteilladen entdeckt. Der stürmte sofort nach draußen und lud ihn zum Mitmachen ein. „Wir boxen hier und spielen Fußball“, sagte der Freund. Das war glatt gelogen. Kein Fußball, kein Boxen – Salim blieb trotzdem. Warum? „Na ja, ich finde das einfach gut hier.“ Matthias habe mit ihm geübt, einen Krimi zu schreiben. „Und in der Arbeit hatte ich dann eine Drei.“ Er grinst stolz. Jetzt kommen auch seine Geschwister in den Stadteilladen. Salim hat sie dazu überredet. Auch sie sind geblieben.

32 Kinder sind beim Projekt dabei. Sie schauen im Stadteilladen vorbei, um das freie W-LAN fürs Homeschooling zu nutzen, sich bei den Hausaufgaben helfen zu lassen oder um einfach einmal Ruhe vor den „nervigen“ kleineren Geschwistern zu haben und für die Schule lernen zu können. Während des Lockdowns unterstützten die Lernpat*innen die Kinder auch digital, später kamen sie dann einzeln und im Studententakt von morgens bis in den



späten Nachmittag. Seit der Öffnung der Schulen lernen sie wieder gemeinsam in der Gruppe. Die Hausaufgabenhilfe ist bei den Kindern so beliebt, dass nicht alle am Projekt teilnehmen können, die gerne möchten. Es gibt eine Warteliste. „Wenn wir sehen, dass Not am Mann ist, machen wir aber auch Ausnahmen“, sagt Sibylle Kusakis.

Not am Mann: Das bedeutet zum Beispiel, dass die Kinder sich zu Hause Arbeitsplatz und Geräte mit den Geschwistern teilen müssen, die Technik fürs Homeschooling fehlt oder die Mütter alleinerziehend sind und sich aufreiben zwischen Homeoffice und Homeschooling. Die Kinder,

die bei der Hausaufgabenhilfe dabei sind, stammen aus Familien, in denen Deutsch nicht Muttersprache ist oder deren Eltern aufgrund mangelnder Schulbildung kaum oder gar nicht lesen können. Zu Hause fehlt es oft am Nötigsten: am Geld, natürlich. Und an allem, was damit zusammenhängt. Ausreichend Raum zum Beispiel, um sich in der Pandemie auch einmal zurückziehen zu können, wenn die anderen Familienmitglieder einem auf die Nerven gehen. „Eine Mutter war richtig glücklich, dass sie endlich wieder kochen und sich um den Haushalt kümmern konnte, ohne dass die Kinder ihr um die Füße springen“, erzählt Kusakis.

Matthias Kaliebe hilft im Stadteylladen Salim (Mitte) und einem Freund bei den Hausaufgaben. Bei vielen Kindern fehlt es zu Hause am Nötigsten.

Die Hausaufgabenhilfe hilft auch dabei, in Kontakt mit den Eltern zu kommen und zu bleiben. So können die Mitarbeitenden schnell erkennen, wo die Kinder und Familien auch jenseits von Hausaufgaben Unterstützung benötigen. Sei es bei der Beantragung von finanziellen Hilfen, bei der Suche nach einem Arzt, der die Muttersprache spricht, oder wenn es in der Schule Probleme gibt und eine Vermittlung nötig ist. „An den Schulen fehlt leider manchmal die Sensibilität für die besondere Situation, in der sich die Familien befinden“, sagt Kusakis. „Wir haben eine Familie betreut, die aus Syrien geflüchtet war und nun alle Hoffnung auf die Tochter setzte. Als es dann knallhart hieß,

dass die Tochter nur den Realschulabschluss schaffen und niemals Ärztin werden wird, war das für alle Beteiligten schwer zu verkraften. Wir haben aufgezeigt, was trotzdem geht: zum Beispiel eine Ausbildung als Arzthelferin.“

Es sind aber auch die kleinen Dinge, bei denen die Mitarbeitenden die Familien unterstützen. Für den Jungen, der sich immer als Erstes ans Piano setzte, als er in den Stadteylladen kam, organisierten sie Klavierstunden. Dem Mädchen, das unbedingt Fußball spielen wollte, verhalfen sie zu einer Mitgliedschaft im Fußballverein und – statt schlecht sitzender Second-Hand-Ware – zu neuen Fußballschuhen, die wie angegossen

passen. „Über das Teilhabegesetz ist vieles möglich, aber man muss sich dahinterklemmen“, sagt Kusakis. Selbst die Mitarbeitenden kommen dabei manchmal an ihre Grenzen: „Die Mitgliedschaft im Fußballklub wird finanziert – will ein Kind Hockey spielen oder fechten, sieht das schon ganz anders aus.“ In solchen Fällen greift der Stadteylladen auf Spenden zurück, um die Kinder zu unterstützen. „Anders lässt sich das nicht finanzieren.“

Salim hat im Moment keine besonderen Pläne. Er ist einfach froh, dass er mit anderen Kindern zusammen sein kann – und sei es auch nur um Hausaufgaben zu machen. Als er das Hausaufgabenheft in die Tasche gleiten lässt, kann er trotzdem noch das tun, wozu er ursprünglich hergekommen war: Fußballspielen. Im Nebenraum gibt es eine Spiellandschaft mit Schaumstoffwürfeln, die als Tore erhalten, und einen Ball zum Kicken. Wild herumtoben, vor Begeisterung schreien, zu lauter Musik tanzen. „Das muss einfach auch einmal sein, gerade in Pandemie-Zeiten“, sagt Matthias.

*Name geändert

„Eine Mutter war richtig glücklich, dass sie endlich wieder kochen konnte, ohne dass die Kinder ihr um die Füße springen.“



An dieser Stelle möchten sich die Mitarbeitenden des Stadteylladens noch einmal bei allen Menschen bedanken, die solche Projekte möglich machen: die Tablets und Laptops spenden, um benachteiligten Familien das Homeschooling zu erleichtern, die, wie Matthias Kaliebe, Kindern auch einmal ehrenamtlich bei den Hausaufgaben helfen oder die mit einem Geldbetrag einem Kind den Kauf der heißersehnten Fußballschuhe oder die Mitgliedschaft im Hockeyverein ermöglichen. Und natürlich bei der Deutsche Bahn Stiftung, die mit einer Initialfinanzierung im Sommer 2020 Shufi in dieser Form erst möglich gemacht hat. Vielen Dank!

So wohnen



↑ Martha Krukow, 28 Jahre Ich wohne in einer Zweier-WG im Düsseldorfer Norden. Sie ist sehr schön gelegen. Von meinem Balkon gucke ich direkt ins Grüne. In die WG bin ich vor einem Jahr eingezogen, weil ich Depressionen habe. Alleine kam ich nicht mehr klar. Hier bekomme ich Hilfe dabei, mein Leben neu zu sortieren. Ich weiß, dass ich jederzeit jemanden anrufen kann, wenn es mir nicht gut geht. Mit meiner Mitbewohnerin verstehe ich mich auch gut – wir lassen uns gegenseitig unseren Freiraum, das ist mir wichtig. Ich habe, seit ich 18 bin, alleine gelebt und möchte irgendwann auch wieder in eine eigene Wohnung ziehen. Im Moment ist die WG für mich aber die beste Lösung – das tut mir einfach gut.

In den Wohngemeinschaften der Diakonie für psychisch Kranke leben Menschen, die zum Beispiel aufgrund von Depressionen oder Ängsten Unterstützung im Alltag benötigen.



↓ Kenya, 14 Jahre Ich hatte Probleme mit meiner Familie, darum bin ich vor bald zwei Jahren in die Wohngruppe Libelle gezogen. Ich wusste, was mich erwartet. Mein Bruder hat vorher schon in einer Wohngruppe gelebt und ich habe ihn ein paar Mal besucht. Ich habe dann in der Wohngruppe hospitiert, also einen Tag dort verbracht. Es gefiel mir so gut, dass ich dann bald eingezogen bin. Ich habe ein eigenes Zimmer. Weil ich vorher in einer Klinik war, habe ich kaum Einrichtungsgegenstände mitbringen können. Die meisten Einrichtungsgegenstände habe ich gemeinsam mit den Betreuerinnen neu gekauft – und von meinem Taschengeld noch ein bisschen Deko, die mir gefällt. Ich bin sehr glücklich, dass ich hier einziehen konnte. Alle sind sehr nett. Wir haben viel Spaß zusammen.

In den Wohngruppen für Kinder der Diakonie wohnen Kinder und Jugendliche, die nicht bei ihren Eltern leben können.

wir



↑ Oliver Richmann, 51 Jahre Ins Haus am Falder bin ich direkt nach meiner Reha gezogen. Warum genau ich in der Reha war, weiß ich gar nicht mehr. Meist bin ich der Erste im Haus, der wach ist. Dann koche ich schon einmal für alle den Kaffee. Später frühstücken wir dann gemeinsam. Ich bin jetzt ein Jahr hier und freue mich schon, dass ich bald wieder arbeiten kann. Ich habe eine Stelle in der Werkstatt für angepasste Arbeit bekommen. Das finde ich gut. Ich muss etwas tun, was mich fordert, sonst bin ich unglücklich. Ich denke, das geht vielen Menschen so. Im Haus am Falder hat jeder Bewohner ein eigenes Zimmer, die Gemeinschaftsräume teilen wir uns. Mit meinen Mitbewohnern komme ich gut klar – wir spielen oft gemeinsam Karten und manchmal auch „Mensch ärgere Dich nicht“.

Im Haus am Falder leben Menschen, deren zentrales Nervensystem geschädigt ist.

↓ Dan Bradu, 45 Jahre Ich bin vor einigen Jahren zum Arbeiten nach Deutschland gekommen. Erst war ich in Nürnberg, dort habe ich 1.000 Euro im Monat als Kanalbauer verdient, 500 Euro davon musste ich aber direkt abgeben – für ein Bett in einem Gemeinschaftszimmer, das ich mir mit anderen Arbeitern geteilt habe. Irgendwann wollte mich der Arbeitgeber nicht mehr haben, ich habe danach noch mehrere Jobs gemacht – aber dann bin ich auf der Straße gelandet. Es fiel mir schwer, mein Recht einzufordern, weil ich damals noch nicht so gut Deutsch sprach. In Düsseldorf habe ich in einem Zelt gelebt. In der Tagesstätte Shelter haben mir die Mitarbeitenden einen Job besorgt und mir auch dabei geholfen, eine Wohnung zu finden. Es war sehr schön, das erste Mal die Tür hinter mir zu schließen. Beim Einrichten hat mich auch die Diakonie unterstützt, zum Beispiel mit gespendeten Möbeln. Als Erstes habe ich mir aber Vorhänge besorgt – ich finde, das gehört einfach dazu.

In den Tagesstätten können wohnungslose Menschen sich unter anderem aufwärmen, ein warmes Mittagessen bekommen und werden bei der Wohnungssuche unterstützt.



↓ Marion Wörrlein, 76 Jahre Ich bin einfach glücklich, dass ich in die Wohngemeinschaft für Menschen mit Demenz ziehen konnte. Eine Zeitlang habe ich allein gelebt, das war auch gut – aber in der Wohngemeinschaft fühle ich mich wie in einer großen Familie. Ich sage immer: „Wir haben uns gefunden.“ Wir kochen gemeinsam, halten uns zusammen fit oder machen es uns einfach schön. Außerdem kommt meine Tochter fast jeden Tag vorbei, um mich zu besuchen. Dass es den anderen Bewohner*innen ähnlich geht wie mir, macht vieles für mich einfacher. Ich habe das Gefühl: Hier kann ich einfach so sein, wie ich bin.

In den Wohngemeinschaften für Menschen mit Demenz hat jede*r Bewohner*in ein eigenes Zimmer, die Gemeinschaftsräume sind für alle da.



↑ Kimberley Theisen, 30 Jahre, und Leon Mike Theisen, 1 ½ Jahre Ich bin 2019 ins Ulrike-Frey-Haus gezogen, da hatte ich meinen Sohn Leon Mike gerade bekommen. Anfangs habe ich noch mit anderen Müttern und Vätern und ihren Kindern in einer Gemeinschaftswohnung in der 2. Etage gelebt. Vor einem Monat bin ich in ein eigenes Apartment in der unteren Etage gezogen. Jetzt kann ich ausprobieren, wie es ist, alleine zurechtzukommen. Und ich kann beweisen, dass ich für mein Kind sorgen kann. Trotzdem ist immer jemand da, falls ich doch einmal Hilfe brauchen sollte. Das Ulrike-Frey-Haus war das Beste, was mir passieren konnte. Als ich dort ankam, hatte ich überhaupt kein Selbstbewusstsein. Jetzt bin ich richtig selbstsicher und traue mir viel mehr zu. Ohne die Betreuerinnen hätte ich das nicht geschafft. Ich habe auch sehr viel über die Bedürfnisse von Leon gelernt – und das tut nicht nur Leon, sondern auch mir gut.

Im Ulrike-Frey-Haus wohnen Schwangere, Mütter oder Väter, die mit ihrem Kind vorübergehend nicht alleine leben können.

Gespräche Anne Wolf
Fotos Gerald Biebersdorf
und Anne Wolf



Care-Leaver

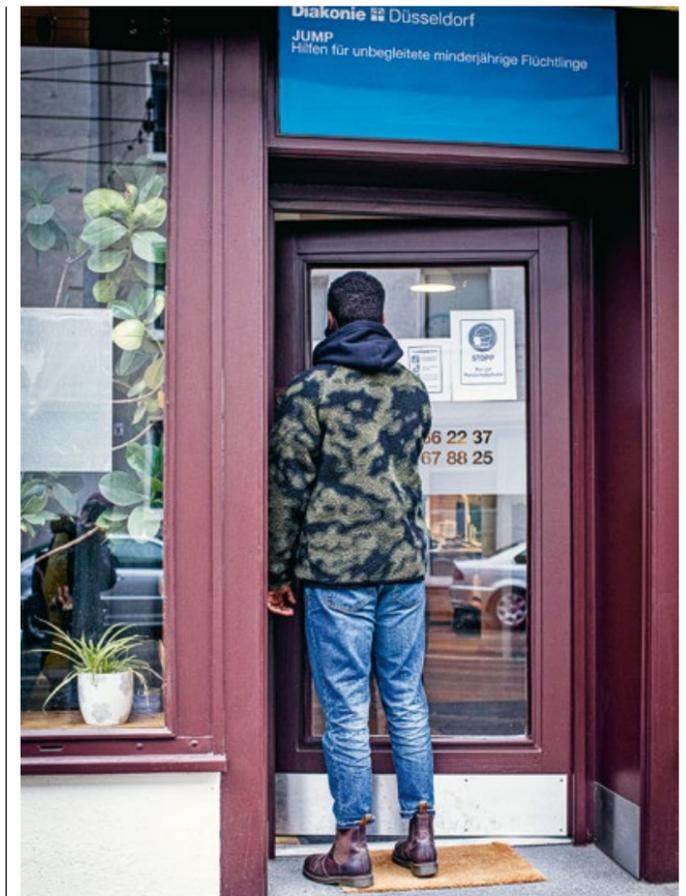
Wenn junge Menschen volljährig werden, ist die Jugendhilfe nicht mehr zuständig. Damit junge Geflüchtete, die erst kurz in Deutschland sind, mit 18 nicht vollständig auf sich allein gestellt sind, hat die Diakonie ein neues Projekt ins Leben gerufen.

Mit 19 oder 20 ein WG-Zimmer oder eine eigene kleine Wohnung zu beziehen, ist toll. Man kann tun und lassen, was man will, und wenn Fragen sind, sind Mama oder Papa ja immer noch da. Kadir ist 22. Er hat keine Eltern, die er fragen kann, er ist vor fünf Jahren ohne Begleitung nach Deutschland geflohen. Damals bekam er Hilfe – dann aber wurde er volljährig und fiel aus der Jugendhilfe. Für junge Erwachsene wie ihn ist das Projekt „Care-Leaver“ der Diakonie Düsseldorf da.

Kadir ist 2015 nach einigen Monaten bei „Jump“, der Diakonie-Hilfe für unbegleitete minderjährige Geflüchtete, zu einer Pflegefamilie gekommen. Andere Geflüchtete wohnen beispielsweise in „Jump“-Wohngemeinschaften und werden dort auf ein selbstständiges Leben vorbereitet. Die Hilfen für Jugendliche sind in Deutschland umfangreich. Aber wenn sie enden, und das ist für viele Jugendliche schon kurz nach dem 18., spätestens zum 21. Geburtstag der Fall, müssen sie allein zurechtkommen – in einem Land, dessen Sprache sie vielleicht noch nicht vollständig beherrschen, während über ihren Asylantrag möglicherweise noch nicht entschieden ist, ohne Eltern oder andere Verwandte als tragendes Netz.

Care-Leaver gibt den jungen Menschen eine Anlaufstelle, an die sie sich wenden können – damit sie eben doch jemanden zum Fragen haben. In Düsseldorf-Flingern gibt es drei Mal wöchentlich eine offene Sprechstunde, bzw. Einzeltermine während der Kontaktbeschränkungen, in der die Diakonie-Betreuer*innen ihnen bei der Wohnungssuche helfen, dabei, eine Ausbildungsstelle zu finden oder notwendige Formulare auszufüllen. Wenn die Corona-Kontaktbeschränkungen gelockert werden können, soll es auch Gruppenangebote geben.

Das Care-Leaver-Programm lebt auch davon, dass die älteren jungen Erwachsenen den jüngeren ihre Erfahrungen weitergeben. Kadir ist so ein Mentor. Der 22-Jährige wirbt



in seiner Schule und auch beim Sport bei anderen geflüchteten Jugendlichen für das Care-Leaver-Programm und nimmt sie mit nach Flingern. Er übersetzt auch ehrenamtlich für andere Jugendliche, die noch nicht so lange in Deutschland sind. Und gleichzeitig profitiert er selbst von der Unterstützung. „Die ganzen Anträge zum Beispiel, da ist es gut, wenn ich Hilfe bekomme.“ Sein Weg sieht gut aus. Er spricht hervorragend Deutsch. Seinem Asylantrag wurde nach vier Jahren Bearbeitungszeit stattgegeben, er holt derzeit seinen Realschulabschluss nach und will danach bei einer Drogeriekette seine Ausbildung machen. Auch wenn er immer weniger Unterstützung braucht: Den Kontakt zu den anderen Care-Leavern und zur Diakonie will er trotzdem halten. „Das ist ja wie meine Familie.“

Text Christoph Wand Foto Anne Orthen

Care-Leaver werden jungen Menschen genannt, die einen Teil ihres Lebens Unterstützung durch die stationäre Jugendhilfe bekommen, also zum Beispiel in Pflegefamilien gelebt haben und nun auf dem Weg in ein selbstständiges Leben sind. Der Begriff „leaving care“ bedeutet so viel wie: die Fürsorge verlassen. Mehr Informationen unter: diakonie-duesseldorf.de/jump

Managerin, Helferin, Psychologin

Jeder Mensch hat Rechte, doch manche können sie nicht selbst wahrnehmen. Wenn Menschen zum Beispiel aufgrund einer Erkrankung keine selbstständigen Entscheidungen treffen können, bekommen sie Unterstützung. Gisela Boes hat diese Aufgabe ehrenamtlich übernommen.

Frau Boes, wie kommt es, dass Sie sich für ein Ehrenamt als rechtliche Betreuerin entschieden haben?

Ich wollte, nachdem ich in Pension gegangen war, etwas Sinnvolles tun. Da ich ein erfülltes Arbeitsleben hatte, es mir privat gut geht und ich fit bin, wollte ich etwas an die Gesellschaft zurückgeben. Ich habe sehr lange als Projektmanagerin bei der Bundesanstalt für Arbeit im Bereich der Förderung von Bauvorhaben und Umbaumaßnahmen für Menschen mit Behinderung gearbeitet. Ich kenne mich also aus mit umfangreicher Verwaltungsarbeit und wollte wieder etwas für diese Menschen tun. Deshalb passt die rechtliche Betreuung als ehrenamtliche Tätigkeit sehr gut zu mir. Ich habe mir dann einige Träger angeschaut und erste Gespräche geführt. Bei der Diakonie Düsseldorf habe ich mich am besten aufgehoben gefühlt.

Und wie wird man rechtliche Betreuerin?

Zuerst einmal habe ich einen Lebenslauf bei der Diakonie eingereicht mit den Dingen, die ich zuletzt beruflich gemacht hatte. Und mir war wichtig, dass die von mir betreuten Menschen in meiner Nähe leben. Denn ich fahre kein Auto und erledige das meiste mit dem Fahrrad. So kann ich einfach mal kurz bei den vom mir Betreuten vorbeifahren. Mein Ansprechpartner beim Betreuungsverein hat mir eine erste Person vorgeschlagen, die wir dann gemeinsam besucht haben. Ich habe gleich anschließend zugesagt. Der Betreuungsverein hat mich daraufhin als Betreuerin für diese Person vorgeschlagen. Beim Betreuungsverein arbeiten rechtliche Betreuer*innen für Menschen, die wegen einer psychischen Krankheit oder einer körperlichen, geistigen oder seelischen Be-

hinderung ihre Angelegenheiten nicht mehr selbst erledigen können. Außerdem begleitet der Betreuungsverein Menschen, die ehrenamtlich diese Aufgabe übernehmen.

Vom Gericht habe ich schließlich eine grüne Bestallungsurkunde für die zu betreuende Person bekommen. In dieser Urkunde stehen mein Name und die Aufgaben, in denen ich die betreute Person vertreten darf: zum Beispiel Gesundheitsfürsorge, Vermögensangelegenheiten, Vertretung gegenüber Behörden und so weiter. Dieser Bescheid ist wie ein Ausweis, den ich immer dann brauche, wenn ich für die betreute Person etwas regeln muss.

Was bekommen Sie für Ihre Arbeit?

Ich bekomme 399 Euro pro betreuter Person und Jahr als Aufwandsentschädigung.

Mittlerweile sind Sie die rechtliche Betreuerin von drei Menschen. Wie unterstützen Sie diese?

Ich betreue drei Senioren, die alleamt in Pflegeeinrichtungen leben. Zwei davon sind stark demenziell verändert, und eine Person hat eine geistige Behinderung. Allen gemeinsam ist, dass sie keine ihnen nahestehenden Angehörigen haben, die ihre Angelegenheiten für sie regeln könnten.

Einem meiner Betreuten geht es aufgrund seiner Erkrankung sehr schlecht, aber er ist finanziell sehr gut gestellt, so dass ich für ihn einen Bestattungsvorsorgevertrag abschließen konnte, der im Fall der Fälle die Beerdigung in seinem Sinne automatisch regelt. Ein anderer ist finanziell nicht so gut gestellt. Da muss ich schauen, dass das Taschengeld ausreicht: für Zuzahlungen von Medikamenten und Ähnliches. Und natürlich für seine heißgeliebten Zigaretten. Das ist zwar nicht gesund – unsere Aufgabe ist aber nicht, den Menschen vorzuschreiben, wie sie zu leben haben, sondern sie in allen rechtlichen Belangen zu unterstützen, so dass sie leben können, wie sie es möchten. Wenn jemand beispielsweise das Chaos in der Wohnung liebt – dann ist das eben so.

Wie ist das bei medizinischen Notfällen?

Ich bekomme immer Anrufe, wenn meine Betreuten ins Krankenhaus müssen. Letztes Jahr musste der Betreute, dem es nicht gut geht, länger ins Krankenhaus, und erst vor kurzem hat sich der andere die Hüfte bei einem Sturz gebrochen – dann fahre ich zu ihnen, um die Formalitäten im Krankenhaus zu erledigen, also Einweisungspapiere und anderes, oder wenn eine Operation ansteht, um die Genehmigung für die Anästhesie zu unterschreiben.



„Ich wollte, nachdem ich in Pension gegangen war, etwas Sinnvolles tun.“

Sie haben zwei Betreute, die aufgrund ihrer Erkrankung nur noch zu wenig persönlichem Kontakt fähig sind, aber mit einem Betreuten ist dies trotz seiner Behinderung noch gut möglich. Über was tauschen Sie sich aus?

Wenn ich ihn besuche, sprechen wir immer darüber, wie es ihm geht und was es Gutes zu essen gab, wie sein Tag so war. Das letzte Mal haben wir zusammen seine Garderobe im Kleiderschrank aussortiert und neu eingeraumt.

Was macht Ihnen besonderen Spaß an Ihrer Arbeit?

Ich bin ein Verwaltungsmensch. Es macht mir Spaß, die Rahmenbedingungen zu schaffen, damit Menschen, die ihre Angelegenheiten nicht oder nicht mehr regeln können, unbesorgt und sicher leben können. Und ich bin immer froh, wenn ich etwas zu tun habe.

Gespräch und Foto Kira Küster

Sie interessieren sich dafür, ehrenamtlich eine rechtliche Betreuung zu übernehmen? Beim Betreuungsverein der Diakonie Düsseldorf arbeiten 13 hauptamtliche gesetzliche Betreuer*innen sowie und rund 100 rechtliche Betreuer*innen, die diese verantwortungsvolle Aufgabe ehrenamtlich ausfüllen.

Die Diakonie Düsseldorf unterstützt die Ehrenamtlichen zum Beispiel mit regelmäßigen Fortbildungen oder einem Stammtisch. Mehr Informationen per E-Mail an betreuungsverein@diakonie-duesseldorf.de oder unter Telefon 0211 73 53 249

Vorstandsvorsitzender Michael Schmidt stellt sich vor

Die Diakonie Düsseldorf hat seit Anfang März einen neuen Vorstandsvorsitzenden. Michael Schmidt hat sein Amt als Diakoniefarrer angetreten. Der 57-Jährige war zuvor theologischer Vorstand der Stiftung Friedehorst, einer großen diakonischen Stiftung in Bremen. „Ich freue mich sehr, nun endlich da zu sein und möchte möglichst bald die Stadt Düsseldorf und die Menschen hier kennenlernen“, sagt Michael Schmidt. „In der Diakonie sowie der evangelischen Kirche bin ich mit offenen Armen empfangen worden und konnte trotz des Lockdowns schon einige Mitarbeitende treffen, die mit großer Begeisterung von ihrer Arbeit erzählen.“

Michael Schmidts Begrüßungsrede finden Sie online hier:
diakonie-duesseldorf.de/youtube

Noch mehr Interviews und Reportagen

Mehr Interviews, Artikel und Reportagen über das Leben in all seinen Facetten und über die Menschen, die sich dafür einsetzen, es für alle lebenswerter zu machen, gibt es ab sofort auch online.

Schauen Sie doch einfach einmal rein unter:
diakonie-duesseldorf.de/magazin

Diakonie stattet Kitas mit Kita-App aus

Wann hat die Kita zu, wann hat sie geöffnet? Welche Corona-Regeln gelten? Worauf sollen Eltern und Kinder achten? Mit der „Kita Info App“ sind die Eltern der Kita Weseler Straße stets über alle Neuerungen informiert. Dort hat die Diakonie Düsseldorf die App bereits im Januar 2020 eingeführt – noch bevor die Pandemie unseren Alltag zu bestimmen begann. Mittlerweile haben neun Diakonie-Kitas die App erfolgreich im Einsatz, und schon bald werden alle Diakonie-Kitas mit der App ausgerüstet sein.

Von der Kirche zur Kita

In der Jakobuskirche der Evangelischen Mirjamgemeinde darf jetzt Schabernack getrieben werden. Das Architekturbüro Kolfhaus + Beele, das auch Investor für das Gelände in Düsseldorf-Oberbilk ist, hat die Kirche aus dem Jahr 1983/84 zur Kita umgebaut. Auf zwei Etagen können Kinder künftig in vier Gruppen spielen, lernen und Spaß haben. Auf der von der Tageseinrichtung für Kinder abgetrennten 3. Ebene sind zudem Räume für die Kirchengemeinde zur Umsetzung von Angeboten für die Menschen im Stadtteil entstanden.

Dialog No.5/2021 – Wohnen

Herausgeber

Der Vorstand der Diakonie Düsseldorf
– Gemeindedienst der evangelischen
Kirchengemeinden e.V.

Redaktion

Anne Wolf (verantwortlich),
Stefanie EB, Kira Küster, Christoph Wand
Freie Mitarbeiter*innen:
Thomas Becker, Karl Grünberg,
Anne Heidrich, Carolin Scholz,
Marion Troja

Redaktionssekretariat

Katharina Fornfeist
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 299
E-Mail info@diakonie-duesseldorf.de

Coverfoto & Bildstrecke

Kevin Fuchs

Fotos

Gerald Biebersdorf, Laurence Chapron,
David Ertl, Karl Grünberg, Tilo Mahn,
Bernd Schaller, Yves Sucksdorff,
Christian Weische

Lektorat

Maike Kleihauer

Gestaltung & Art-Direktion

Fons Hickmann M23, Berlin
Prof. Fons Hickmann, Raúl Kokott
m23.de

Druck

Tannhäuser Media, Düsseldorf

Papier

Circleoffset Premium White,
100 Prozent Altpapier,
Umweltzertifizierungen:
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

Auflage

10.000

Erscheinungsweise

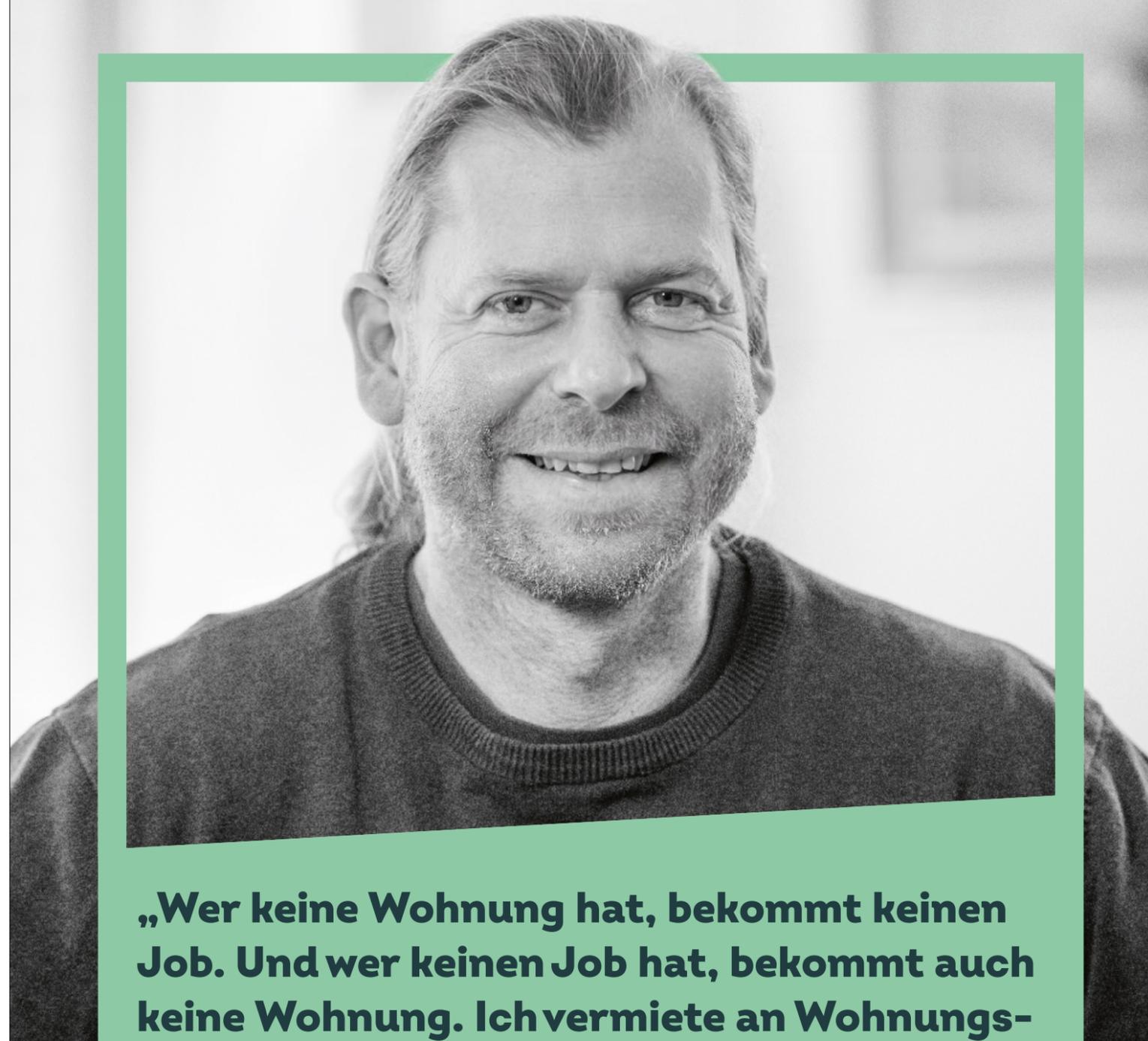
halbjährlich

Spendenkonto

Diakonie Düsseldorf
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57
BIC DUSSDE33XXX

Im Netz

diakonie-duesseldorf.de
facebook.com/diakonie.duesseldorf
twitter.com/diakonie_ddorf



„Wer keine Wohnung hat, bekommt keinen Job. Und wer keinen Job hat, bekommt auch keine Wohnung. Ich vermiete an Wohnungslose, um den Teufelskreis zu durchbrechen.“

Frank Flutgraf, privater Vermieter

Geben auch Sie Wohnungslosen eine Chance.

Wir beraten Sie gerne! Telefon 0211 89-94880

www.endlich-ein-zuhause.org

